

6.10.32

# Die Gartenlaube

Stadt  
Bücherei  
Berlin



30 Pf. 10 Cents USA.  
60 Groschen

Ausgabe B  
m. Versichg. 40 Pf. zuzügl.  
ortsüblich. Zustellgeführ

1932. Nr. 43  
Berlin, 27. Oktober

# Vom Ohr zum Herzen

R. K. Sie möchten wissen, was Sie einem jungen Ehepaar zu seinem ersten Hochzeitstag schenken sollen.

Es ist schwer raten, wenn man diesenigen nicht kennt, die beschenkt werden sollen. Sie schreiben nur, daß die jungen Leute im Haushalt bereits alles haben, was gebraucht wird. Ein Buch möchten Sie nicht kaufen, weil Sie nicht gut aussuchen können. Aber vielleicht finden Sie in unseren Buchbetrachtungen einige Anregung dafür. Ein Bild, eine schöne Radierung käme wohl in Frage. Oder — wenn das Einkommen des Paares nur bescheiden ist — machen Sie Ihnen mit Theaterkarten eine Freude, die Sie sich selbst wohl nur selten erlauben können! Auch etwas Praktisches, eine kleine Ergänzung der Garderobe wird gewiß gern angenommen, denn in unserer Zeit der allgemeinen Einschränkung kommt auch das praktische Geschenk auf dem Gabentisch voll zu Ehren. Fast alle Menschen haben doch irgend eine Liebhabelei; da wird es eine besondere Freude, wenn der Geber diese ein wenig ausspioniert hat und eine sinnvolle Ergänzung stiftet. Und nicht das „Was“ allein ist wichtig, sondern auch das „Wie“. Ein eigenhändig und liebevoll zurecht gemachtes Päckchen, mit ein paar netten Worten oder einer Blume dabei, wird gewiß mehr Freude machen als eine im Laden rein geschäftsmäßig zusammengestellte Sendung.

P. B. Sie haben eine Frau kennengelernt, die Ihre Liebe erwidert, und möchten heiraten. Diese Frau bezieht von ihrem ersten Mann, von dem sie geschieden wurde, ein monatliches Einkommen, das sie bei Wiederverheiratung verlieren würde.

Ihre Befürchtung, die Frau könnte Ihnen eines Tages einen Vorwurf darüber machen, daß Sie um Ihre Willen auf ihr Einkommen verzichtet hat, erscheint mir als übertrieben; es sei denn, diese Frau hat schon irgendeinmal durch ihre Anschauungsweise zu solcher Voricht Anlaß gegeben. Wenn Sie sich zur Heirat entschließen, so tun Sie das doch alle beide als reife Menschen im vollen Bewußtsein der Tragweite Ihres Schrittes. Einen nachträglich konstruierten Vorwurf dürfen Sie nicht anerkennen.

Mutter Else. Sie sind bekümmert darüber, daß Ihr 10jähriger Junge so „schreckliche“ Schimpfworte gebraucht.

Ihren Kummer werden viele Mütter teilen. Und jede sagt wie Sie mit voller Überzeugung: „Von uns lernt er das nicht“. Wenn aber kein Kind diese Worte von Erwachsenen lernt, so ist man versucht zu fragen, woher es diese dann hat. Es gibt gewiß doch noch viele Erwachsene, die nicht die nötige Selbstbeherrschung in Gegenwart von Kindern aufbringen. Es braucht ja nicht zu Hause und nicht gerade vor

den eigenen Kindern zu sein. Denken wir nur an die Straße, überfüllte Bahnen, Gedränge abends in vielen Läden, wo gerade in den letzten Minuten vor Schluss gekauft wird (was manche Hausfrau vermeiden könnte) — überall ist Gelegenheit für gereizte Großstadtnerven zum Explodieren. Und von dieser Gelegenheit wird allzu kräftig Gebrauch gemacht. Damit will ich nun nicht etwa sagen, daß Sie Ihrem Buben seine Führungskeitsausdrücke einspruchslos durchgehen lassen sollen! Aber nehmen Sie es vor ihm nicht so wichtig! Der größte Reiz ist für einen rechten Jungen dahin, wenn seine Kraftausdrücke nicht das prompte Entsezen auslösen.

Frau Lena. Sie klagen über das unausgeglichene Temperament Ihres Mannes, der Sie einmal seiner zärtlichsten Liebe versichert und ein andermal in Gegenwart von Dritten in häßlicher Weise kränkt und verächtlich macht.

Ich will das Wesen Ihres Mannes in keiner Weise entschuldigen; nur Ihre Schlussfolgerung erscheint mir falsch, daß nämlich seine Liebesbekundungen dann wohl nur Komödie wären. Erstens einmal ist er noch sehr jung und hat außerdem keine geregelte Erziehung genossen. Es fehlt ihm einfach noch das innere Gleichmaß. Deshalb ist aber noch nicht gesagt, daß er in den guten Stunden von Liebe und Verständnis weniger ehrlich ist als in den schlechten. Versuchen Sie immer wieder, in seinen zugänglichen Momenten auf die Lieblosigkeit seines Benehmens in Ruhe und Festigkeit hinzuweisen, vermeiden Sie aber auch in Gegenwart anderer jeden Anlaß zu Hestigkeitsausbrüchen, auch wenn dies ein gutes Maß von Selbstbeherrschung von Ihnen erfordert.

Hans-Otto. Nachdem Sie jahrelang mit Ihrer verwitterten Mutter in größter Harmonie zusammengewohnt haben, sind Sie vor zwei Jahren mit einem viel jüngeren Mädchen die Ehe eingegangen, und aus der gemeinsamen Häuslichkeit ergeben sich nun Schwierigkeiten.

Mit diesen Schwierigkeiten mußten Sie von Anfang an rechnen; und bei allem schuldigen Respekt vor Ihrer Mutter und neben Ihrer Dankbarkeit für diese dürfen Sie auch gegen Ihre Frau nicht ungerecht sein, der unter den obwaltenden Umständen größere Aufgaben aus der Ehe erwachsen, als es sonst für eine junge Frau der Fall ist. Ein Mann, der als zärtlicher Sohn bis ins reife Alter ausschließlich mit der Mutter zusammen gelebt hat, ist meistens kein sehr zugänglicher Ehemann, und es gehört für die junge Frau viel dazu, sich neben der umfassenden mütterlichen Fürsorge, die getragen wird vom Wissen um alle Wünsche und Gewohnheiten des Kindes, behaupten zu können. Für die Dauer Ihres Glücks wird es von entscheidender Bedeutung sein, wie weit Sie sich Ihrer Aufgabe zwischen den beiden Frauen bewußt sind. Von Ihrer Frau werden Sie ein besonderes Maß an Rücksicht fordern müssen, an Duldung in hausfraulichen Dingen, an Dankbarkeit gegen die alte Frau, die sie aus Liebe zu Ihnen mitempfinden wird. An Ihnen wird es sein, all dies durch Liebe zu vergelten — und zu erhalten.



Still-  
vergnügs

genießt er die Wohltat des  
VASENOI-Wund- u. Kinder-  
Puders, der die Haut des  
Säuglings gesund u. trocken  
erhält, Rötungen und  
Entzündungen zuverlässig  
beseitigt. Deshalb in jede  
Kinderstube:

**VASENOI**

WUND- u. KINDER-PUDER

## KUNST-AUSSTELLUNG Scherl-Haus

Oktober 1932

**Erich Kips**

Studien von einer Weltreise

Besichtigung erbeten / Eintritt frei  
**Eingang: Große Lesehalle**

Verkauf von Kunstblättern  
Größte Auswahl moderner Bilder für jeden Raum  
Geschmackvolle Rahmungen



**Cohesan**  
klebt alles wasserfest

Erhältlich in den einschlägigen Geschäften

Die „Gartenlaube“ erscheint wöchentlich einmal, überall erhältlich. Bestellungen in allen Buchhandlungen, Scherl-Filialen und beim Verlag. Durch die Post 1,20 Mark monatlich. Ausgabe B (mit Verzierung) 1,75 Mark monatlich einzeln. 12 Pf. Postgebühren. Hierzu 6 Pf. Briefstellgeld. Die Einstellung der „Gartenlaube“ in den Leipziger Dörfern darf nur mit Zustimmung des Verlages erfolgen. Anzeigenpreis 1,20 Mark die 5-seitige Zeile. Seitenpreise und Rabatt nach Tarif. Annahme in allen Geschäftsstellen und Generalverwertungen der August Scherl G. m. b. H. Hauptdruckerei: Heinz Mehlung in Berlin. In Österreich für die Redaktion und Herausgabe verantwortlich: Robert Mohr, Wien, Donauplatz 4. Für den Anzeigenanteil verantwortlich: A. Pieniak, Berlin. — Nachdruck verboten. — Sämtliche für die Schriftleitung, den Verlag und die Anzeigenabteilung bestimmten Einwendungen sind zu richten nach Berlin SW 65, Zimmerstraße 35-41. — Sprecher für die Schriftleitung, den Verlag und die Anzeigenabteilung Dienstag bis Freitag 11-1 Uhr. Verlag Ernst Neils Nachfolger (August Scherl) G. m. b. H., Berlin und Leipzig. Druck: August Scherl G. m. b. H., Berlin.



Am Polterabend in der Feste Coburg

Der Herzog von Sachsen-Coburg-Gotha, der Kronprinz von Schweden, das Brautpaar: Prinzessin Sybille von Sachsen-Coburg-Gotha und Prinz Gustav Adolf von Schweden, die Kronprinzessin von Schweden, die Herzogin von Sachsen-Coburg-Gotha Aufn.: Scherl

Rechts: Die Bürgerschaft von Coburg huldigte dem Brautpaare mit einem prächtigen Fackelzug auf dem Schloßplatz

Die Hochzeitsfeierlichkeiten  
in Coburg



Aufn. Luce

Zehnjahresfeier des Faschismus

Mussolini gibt einen Bericht über die Entwicklung und Arbeit des Faschismus vor 50 000 Führern seiner Bewegung. Rechts neben ihm General Balbo, der Luftschiffahrtsminister



### Schiffsuntergang bei Nacht

Diese außergewöhnliche Aufnahme von der Küste aus zeigt den großen Segelschoner „Lochinvar“, der bei nächtlichem Sturm in der Nähe des amerikanischen Hafens Portland im Staate Maine unterging. Die Mannschaft konnte noch gerettet werden



Rechts: Eine Gedenkmünze für die „Niobe“-Opfer,

nach einem Entwurf des Münchener Bildhauers Karl Goetz, soll von dem bayrischen Hauptmünzamt in Größe eines Fünfmarkstückes herausgebracht werden. Aufn. Atlantic

### Unten: 50 Jahre Deutsche Kolonial-Gesellschaft

Innerhalb der großen deutschen Kolonialtagung in Berlin legten Vertreter des Deutschen Kolonialkriegerbundes und der anderen Kolonialverbände am Ehrenmal Unter den Linden einen Kranz zum Gedächtnis der Helden nieder

Von rechts nach links: Gouverneur z. D. Schnee, General Ritter von Epp und General von Horn  
Aufn. Scherl



### Eine interessante Erfindung — biegssames Glas

Nach dem sogenannten „splitterfreien Glas“, das aus zwei gepreßten Glasplatten mit zelluloidähnlicher Zwischenlage besteht, gibt es jetzt auch „nichtsplitterndes biegssames Glas“. Die Struktur dieser Glasart überwindet die natürliche Sprödigkeit des Glases, sodaß es — wie unser Bild an einer 1,20 m langen und 0,30 m breiten Probe zeigt — erhebliche Belastungen und Biegungen aushält. Die normale Elastizitätsgrenze darf dabei nicht überschritten werden. Bei einer Zertrümmerung bleibt das Glas als Staub an der Zwischenschicht haften



# Die Gartenlaube



Die Welt der Frau  
Vom Fels zum Meer

Illustriertes Familienblatt

Begründet im Jahre 1853  
von Ernst Keil in Leipzig

## Die Frau ZWISCHEN Noch und Schon

ROMAN VON HANS RICHTER

7. Fortsetzung

Copyright 1932 by Ernst Keils Nachf. (August Scherl) G.m.b.H., Berlin

Heinold ließ Rena bestimmt nicht allein; Heinold dachte an sie. Es wäre überhaupt viel netter gewesen, wenn man mit ihm nach Baldemosa gefahren wäre und sich hätte erzählen lassen. Von Chopin und der Sand. Vielleicht die Geschichte von dem Gewitter, in das die Sand geraten war und in dem sie sich schrecklich verspätet hatte. In der Angst um sie hatte er sein schönstes Präludium geschrieben: das Regentropfenpräludium. Die Gelehrten stritten sich, welches es sei: das sechste oder das achte oder das fünfzehnte. Aber Heinold hatte gesagt, es müsse das sechste sein; in keinem andern höre man die Regentropfen so fallen. Also gab es keinen Zweifel für sie.

Merkwürdig, daß man ruhiger wurde, weil man das mit dem Präludium nun wußte! In Gefahr war sie schon oft gewesen, aber doch anders. Hier konnte man nur warten . . . Und selbst wenn man den Weg zum See fände, so stünde man am Ufer und wüßte nicht, wohin man schwimmen sollte. Und in dieser Dunkelheit konnte man überhaupt nicht schwimmen . . .

Aber untätig sein konnte man auch nicht . . . Rena erhob sich vorsichtig. Kletterte weiter — tastete nach Felsstücken — umklammerte die, bis der Fuß Halt fand . . .

Der fand keinen Halt mehr. Und der Stein, den die Finger umklammerten, war glitschig-naß . . . Sie fühlte, wie sie abglitt. Ein scharfes Reißen im Rücken — ein Schmerz — ein dumpfes Krachen . . . Grüne, rote, blaue Sterne, die ihr vor den Augen tanzten . . . Na also: Nun gab es ja Licht! Feuerwerk sogar! Dieser Conde war doch ein verrückter Kerl: Feuerwerk hier unten in der Drachenhöhle? Und frech war er gewesen! Heinold durfte sie das gar nicht erzählen und der Generalin auch nicht . . .

Als Rena die Augen wieder auffschlug, war es hell um sie. Auf dem Boden stand eine Laterne, und ihr Kopf, der vorhin doch so hart aufgeschlagen war, lang ganz weich. Na also: Da saß ja Heinold und hatte ihren Kopf in seinen Schoß genommen und streichelte ihr das Haar!

„Rena! Kleine Rena!“

Das war hübsch so, und man machte die Augen lieber wieder zu. Sonst war das Licht weg, und Heinold war vielleicht auch weg, und man war wieder allein in dem schrecklichen Dunkel . . .

„Sie ist wieder ohnmächtig geworden.“

„Ja. Und dort am Hinterkopf, Don Jürgen, das ist Blut!“

„Tauchen Sie mal das Tuch ins Wasser, Pepe! Und dann holen Sie vom See die Leute her! Wir müssen Doña Rena wohl tragen.“

Das Tuch war wundervoll kühl, und die Hände, die an ihren Schläfen liegenblieben, waren so weich und fürsorglich; man durfte sich wirklich nicht regen.

„Arme kleine Rena!“

Und dann wurde sie wirklich wieder ohnmächtig . . .

\* \* \*

Als Rena ins Bewußtsein zurückfand, saß sie bequem im Wagen; ihr Kopf lag auf einem weichen Kissen, und ihre Füße waren mit einer Decke zugedeckt. „Was ist denn?“ fragte sie.

Pepe, der neben dem Schlag stand, wandte sich um. „Don Jürgen, die Señorita ist aufgewacht!“

Der ließ die Leute, mit denen er noch eben verhandelt hatte, stehen und kam angelauft. „Ist Ihnen wieder gut, Rena? Haben Sie Schmerzen?“

Sie merkte gar nicht, daß er sie nur beim Vornamen nannte. Sie mußte sich auch zuerst einmal besinnen — und das ging nicht so leicht. Richtig: Sie war in der Höhle gewesen, die Laterne war ausgegangen, und es war dunkel geworden — ganz dunkel . . .

Weil sie nicht antwortete, wurde Heinold von neuem besorgt. „Bleiben Sie ganz ruhig liegen, Rena! Ich habe einen Arzt aus Puerto Cristo heraufrufen lassen; er muß jeden Augenblick hier sein. Der wird Sie untersuchen.“

„Aber mir fehlt doch nichts?“ sagte sie leise.

Der Chauffeur Pepe schlug die Hände zusammen. „Ihr fehlt nichts, Don Jürgen! Und dabei — —“

„Seien Sie lieber still, Pepe!“

Rena hatte sich aufgerichtet, aber nun fühlte sie Schmerzen im Kopf. Der war schwer, und als sie mit der Hand hingriff, spürte sie einen Verband. „Bin ich denn gefallen, Herr Doktor?“

„Das wissen wir auch nicht; wir können uns das alles überhaupt nicht erklären.“

Das heranratternde Auto, das den Arzt brachte, ließ ihn nicht weiterreden.

„Ist dies die Señorita, die in der Höhle verunglückt ist?“ fragte der Arzt.

Jürgen machte ihm Zeichen, aber Rena hatte es schon verstanden. „Also verunglückt bin ich? Ja, jetzt weiß ich — : Es war finster, die Laterne war fort, und ich hockte an einem Abhang . . . Den muß ich wohl hinuntergerutscht sein.“ Sie schob die Decke zurück, sah ihr zerrissenes Kleid und wurde blutrot. „Ich bin sehr ungeschickt gewesen, Doktor Heinold . . .“

Der Arzt hatte den Verband von der Stirn genommen und untersuchte die Wunde. „Es ist nicht schlimm, Señorita. Ein paar Tage Ruhe — fleißig Umschläge . . .“ Er befühlte ihre Arme und Beine. „Ist sonst etwas?“

Sie zog die Decke wieder nach oben. „Nein, nichts.“

Der Arzt sprach leise mit Heinold. „Gebrochen scheint nichts zu sein. Ob eine Gehirnerschütterung vorliegt, kann ich noch nicht sagen. Ich glaube aber nicht. Die Señorita macht einen sehr gesunden Eindruck.“

„Gott sei Dank! Wir können also mit ihr nach Mar y Sol zurück?“

„Wenn der Chauffeur vorsichtig ist?“

Pepe beteuerte, daß er so sanft wie möglich fahren wolle, und Heinold stieg ein.

„Bitte, erzählen Sie mir, Herr Doktor, was mit mir gewesen ist!“ bat Rena.

„Sie dürfen sich jetzt nicht aufregen!“

„Ich rege mich nicht auf. Ich mache mir nur Gedanken, wenn Sie mich im ungewissen lassen; ich glaube, das plagt mich viel mehr.“

„Also gut!“ Und Heinold erzählte, wie er mit der Gräfin nach Palma zurückgefahren sei, weil er bestimmt annahm, sie würde mit der Engländerin nachkommen. Mit der Zeit habe sich dort auch die ganze Gesellschaft eingefunden. Lady Florence und Mrs. Gladstone zuallerleit. Sie aber, Rena, hätte keiner gesehen. „Es hat eine schreckliche Aufregung gegeben“, sagte er. Von den späten Bemerkungen der Llotero sprach er nicht; von denen sollte Rena nichts wissen. Die hatte den Grafen beschuldigt, er habe da ein Komplott angestellt, und die hübsche Deutsche würde schon eines Tages wieder auftauchen; nur ein ganz klein wenig anders würde es wohl sein . . . Lady Florence, die das gehört hatte, hatte die Tänzerin hochmütig von oben bis unten angesehen und sie dann stehenlassen: „Ich denke, wir fahren jetzt besser ins Hotel, Mrs. Gladstone!“ — Und er, Heinold, hatte Villalonga gestellt. Der hatte vielsagend gelächelt und Ausflüchte versucht, aber die Llotero war zu wütend gewesen, und so hatte Heinold erfahren, wo man Rena zuletzt gesehen habe. „Pepe hat fahren müssen, so rasch er konnte, und wir haben kaum anderthalb Stunden gebraucht.“

Rena sah ihn erschrocken an. „Wie spät ist es denn?“

„So gegen sechs.“

Sie rechnete. „Um zwölf waren wir an der Höhle; um eins etwa mag der Tanz begonnen haben; um zwei haben wir gebadet. Dann hätte ich also vier Stunden beinahe —“

„Wir haben lange genug nach Ihnen suchen müssen. Zu-erst am — —“ Nein, das konnte er ihr nicht sagen, daß

sie, nachdem sie die ganze Höhle abgegangen waren, schon begonnen hatten, den See mit Blendlaternen zu durchsuchen. „Zuerst am See“, machte er dann eine Ausflucht. „Da, wo die Damen sich umgekleidet hatten. Und dann — : Es ist eine schwere Kletterpartie für mich gewesen, und ich weiß jetzt noch nicht, wie Sie eigentlich an die Stelle gekommen sein können.“ Seine Hand suchte leise die ihre. „Aber Sie sollen deshalb Ihr Gedächtnis nicht anstrengen! Die Hauptache ist, daß wir Sie gefunden haben!“

Wohlige Müdigkeit umfing sie. Die warme Luft hier draußen — das eintönige Surren des Motors — Heinolds weiche Stimme . . . „Ich bin so müde, Herr Doktor, und ich — ich glaube, es wäre netter gewesen, Sie hätten mir heute die alte Cartuja gezeigt, die in Baldemosa, wissen Sie, mit Chopin und der Sand . . .“ Die Gedanken ließen ihr fort; nur mit Mühe konnte sie den Satz noch zu Ende sprechen.

„Wirklich?“

„Ich höre Ihnen so gern zu, wenn Sie erzählen . . . Man ist so dumm, und man weiß so vieles nicht, was man wohl eigentlich wissen müßte . . . Wir in Berlin haben uns viel zu sehr um den Sport gekümmert — viel zuviel um den — Sport . . .“

Als das Auto langsam den Kiesweg nach Mar y Sol herunterfuhr, lag Rena mit geschlossenen Augen und halboffenen Lippen im Wagen, und Heinold hatte ihr fürsorglich seinen Arm um die Schultern gelegt.

Die Generalin vom Hause machte ein verwundertes Gesicht. Aber viel Fragen war nicht ihre Sache. Sie winkte Jaime, und der und Heinold trugen Rena zuerst einmal auf ihr Zimmer. Dort übernahmen Doña Carlota und die alte Julia das Weitere und trieben die Männer hinaus.

Fast eine halbe Stunde mußte Heinold im Patio auf und ab gehen. Dann schlug der Stock der alten Dame hart auf die Fliesen auf, und sie stand vor ihm. „So: Das Mädchen liegt im Bett. Eine ordentliche Schramme übrigens . . . Autounfall?“

„Nein. In der Höhle . . .“

Und während er alles berichtete: von dem Tanz der Llotero, von dem Schwimmen, von der Rückfahrt und von der verzweifelten Suche nachher, hörte die Generalin zu und nickte nur hin und wieder. „Steckt ein Mann dahinter . . . Und ich lass' mich hängen, wenn das nicht wieder der Windhund Villalonga ist!!“

„Man muß Rena in Zukunft vor solchen Abenteuern schützen!“ sagte Heinold eifrig.

„So?“

„Dieser Villalonga mag mit seinen Tänzerinnen und mit seinen Pariserinnen machen, was er will! Aber — —“ Heinold schritt erregt hin und her.

Die Generalin hatte die Tür zu ihrem kleinen Salon aufgemacht. „Komm herein zu mir, Jürgen! Ich kann diese Herumlauferei nicht vertragen. Setz dich hin! Und dann erzähl mir mal, wie du dir das alles denkst!“

„Ich will morgen mit ihr sprechen . . . Und ich werde sie fragen, ob — —“

„Du willst sie fragen, ob sie deine Frau werden will?“ vollendete die Generalin ruhig.

Er blieb brüsk stehen. „Woher weißt du das?“

„Sogar die alte Julia hat es schon herausgeschnüffelt, daß du anders geworden bist, mein Lieber.“

„Tante Carlota, ich — ich habe nur eine Stunde neben ihr gesessen, und der blonde Kopf hat an meiner Schulter gelegen. Ganz vorsichtig habe ich sie gehalten, und — —“

„Du hast sie geküßt?“

„Nein — das hätte ich nie gewagt . . .“

Ein spöttisches Lächeln zuckte um die alten Mundwinkel.

„Ich kenne andere, die es gewagt hätten . . . Und ich will dir was sagen: Frauen — und besonders Frauen wie Rena — werden nie den ersten Schritt tun; aber sie werden dem Manne, der sie nimmt, ohne viel zu fragen, auch nicht böse sein.“

„Ich achte den selbständigen Menschen in ihr viel zu hoch . . .“

„Und machst sie damit zum Freiwild für Leute wie Joaquin Villalonga!“

„Nein!“

„Ich will dir offen gestehen, Jürgen, daß ich immer gehofft habe, du würdest mir eines Tages eine Frau bringen. Und ich will dir auch sagen, daß ich diese Rena Adriani in der Zeit, in der sie hier bei uns ist, sehr lieb gewonnen habe. Ob es aber schon so weit ist, wie du denkst, das weiß ich nicht.“

„Ich werde mit ihr sprechen.“

„Tu das!“ nickte die Generalin. „Du bist alt genug, um zu wissen, was du tun mußt. Aber verlang nicht zuviel von ihr! In einem jungen Mädchen lebt vieles, über das sie sich selbst noch nicht klar ist. Ich weiß nicht, ob Rena dir gleich mit offenen Armen entgegenkommen wird. Aber eines weiß ich . . .“

„Was denn, Tante Carlota?“

„Dass sie immer ehrlich sein wird — das weiß ich!“

\* \* \*

Als Sofia am andern Morgen mit der Krankensuppe, die Julia vorsorglich gekocht hatte, in Renas Zimmer kam, fand sie das Bett leer.

Rasches Denken war nicht ihre Sache; deshalb blieb sie zuerst einmal eine Weile stehen und vergaß vor Staunen, den Mund zu schließen. Wenn man krank war, dann lag man im Bett und bekam Dinge zu essen, die man, wenn man eben nicht krank gewesen wäre, den andern an den Kopf geworfen hätte. Bei den vornehmen Leuten erschien dann der Arzt und bei den einfachen eine alte Frau aus dem Dorf, die in solchen Sachen Bescheid wußte. Bei Doña Rena würde wohl der Doktor kommen.

„Señorita!“

„Nein — hier war die nicht. Das beste schien es Sofia zu sein, erst mal Madona Julia zu holen. Die möchte dann bestimmen, was getan werden sollte . . . Draußen im Flur stieß sie mit Don Jürgen zusammen, der nur den Schlafrock übergeworfen hatte.

„Hat Doña Rena gut geruht? Ist sie schon wach? Hat sie noch Schmerzen?“

Sofia wäre am liebsten weitergelaufen.

Aber Heinold hielt sie am Arm fest. „Bleib hier und antworte!“

„Heilige Mutter Gottes von Olach —!“ Eine ganze Litanei kam dahinterher, wie Sofia das gelernt hatte.

Heinold wurde ungeduldig. „Was gibt's denn, Sofia? Ist die Señorita kräcker geworden?“

„Sie ist gar nicht da, Don Jürgen!“

„Nicht da? Wie denn?“

„Ihr Nachtzeug liegt auf dem Bett, wie jeden Morgen, wenn ich das Zimmer in Ordnung bringe. Aber ich habe die Señorita nirgends gefunden . . .“

„Denk mal nach, Sofia! Und schwätz keinen Unsinn! Doña Rena ist doch krank!“

„Weiß nicht . . .“ Sie hielt ihm ergeben den Suppenteller hin. „Das hat Madona Julia gekocht; aber ich hab es der Señorita nicht bringen können.“

Jürgen Heinold lief in sein Zimmer zurück und kam, flüchtig angezogen, nach zwei Minuten wieder heraus. Unten im Patio stand nun Sofia und berichtete der alten Julia wortreich, wie sie das Zimmer vorgefunden habe und wie alles gewesen sei.

Die Alte schüttelte den Kopf, als sie Heinold sah. „Man kann gar nicht wissen, was das bedeuten soll, Don Jürgen. Man kann es nicht wissen.“

„Es muß ihr etwas zugestoßen sein.“

Jaime, der vorm Hause die Blumen besorgt hatte, mischte sich ein. „Doña Rena ist vorhin nach dem Meer zu gegangen — wie jeden Morgen.“ Doch auch er geriet in das allgemeine Verwundern, als Heinold ihn fast umriss und in hastigen Sägen den Weg hinunterließ. „Es ist alles ganz anders geworden; auch Don Jürgen ist anders geworden . . . Man wundert sich, und man kann es nicht begreifen . . .“

„Nein, man kann es nicht begreifen“, gab Julia zu.

Inzwischen war Heinold am Wasser angekommen. Richtig: Da saß Rena im Sonnenschein, hatte den Bademantel vorn offen und die Kappe in der Hand! Der Verband war ab — das sah er sofort; und die Stelle, wo sie sich am Felsen geschlagen hatte, konnte er ganz deutlich erkennen.

Sie mußte ihn gehört haben. Denn jetzt zog sie den Mantel enger um sich und sah ihm entgegen. „Nicht schelten, Herr Doktor! Ich hab' es aber im Bett nicht mehr ausgehalten.“

Er wurde sofort besorgt, als er merkte, wie blaß sie noch aussah. „Sie wollten doch nicht etwa baden, Rena?“

„Zuerst wollt' ich das. Aber als ich dann hier unten ankam, ist's mir ein wenig schwindlig geworden, und ich hab' gedacht, ich möchte lieber nur ein bißchen in der Sonne sitzen.“ Sie hatte die Knie mit den Armen umschlungen und sah wunderhübsch aus, wie sie so daß und nicht zu wissen schien, wie er ihre Eigenmächtigkeit aufnahm.

„Das beste ist, ich bringe Sie gleich wieder hinauf in Ihr Zimmer.“

„Tun Sie das nicht, Herr Doktor! Lassen Sie mich hier — wenigstens eine halbe Stunde!“ bettelte sie. „Nachher bin ich auch brav und esse wieder eins von Julias Süppchen . . .“

Er mußte über ihren Ton lachen. „Die schon ganz entsezt über Ihre Flucht ist!“ Dann setzte er sich neben sie und sah sie an. „Natürlich ist's gegen alle Regeln der Medizin, und ich weiß noch gar nicht, wie ich es Dr. Lopez gegenüber verantworten soll . . .“

Sie erschrak. „Sie haben doch nicht etwa Lopez meinetwegen kommen lassen? Oder geht es Doña Carlota schlechter?“

„Ihretwegen, Rena. Und das ist ganz in der Ordnung.“

„Ach, Sie hätten uns mal auf dem Sportplatz sehn sollen! Da bekommt man oft und oft 'nen Puff ab und darf nicht wehleidig sein. Beim Hockey zum Beispiel geht's meist nicht ohne Schrammen ab; besonders, wenn Neue dabei sind, die mit den Schlägern noch nicht Bescheid wissen.“ Sie redete rasch und mit dem sichtlichen Bemühen, ihn abzulenken.

„Und wenn ich Sie nun bitte, sich heute wenigstens zu schonen, Rena? Ich bin nicht unschuldig an dem Unfall, und ich mache mir Gedanken darüber.“

„Sie?“ fragte Rena erstaunt.

„Ich hätte nicht mit der Schwedin abfahren dürfen. Wäre ich gleich umgekehrt, dann hätten Sie den Weg nicht verloren, und es wäre alles anders geworden.“

„Aber das ist ja —“ — „Unsinn!“ hatte sie sagen wollen; aber sie verschluckte das Wort noch rechtzeitig. „Was haben Sie sich da nur zurechtgelegt?“

„Ich habe Sie in Berlin aus Ihrem Studium gerissen und habe damit die Verantwortung für Sie übernommen. Ich mußte schließlich wissen, wie all das Neue auf Sie wirken würde. Ich mußte auch wissen, daß Villalonga — —“

Sie unterbrach ihn. „Bitte, sprechen Sie nicht von dem Conde, Herr Doktor!“

Er sah sie fest an. „Ich bin gleich still von ihm. Nur eine Frage noch — dann verspreche ich Ihnen, daß sein Name nie wieder fallen soll, wenigstens nicht, wenn Sie nicht selber es wünschen.“

„Fragen Sie!“ bat sie leise.

„Rena: Lieben Sie Joaquin Villalonga?“

Es dauerte eine ganze Weile, bis sie endlich antwortete. Dann, mit raschem Entschluß: „Ich bin dumm und einfältig gewesen, und ich hab' gedacht, damals in Paris und später wohl auch noch, die neue Welt — die Welt, nach der ich mich immer gesehnt habe — die sei eben so, und man nehme das alles leichter. Deshalb hab' ich ihn anders gesehen, als er wirklich ist. Und jetzt — —“

„Jetzt, Rena?“

„Jetzt weiß ich, daß es ein Irrtum war. Und ich schäme mich vor mir selber . . .“

„Wenn ich Sie nun bitte, mit mir herauszukommen? Wollen Sie das tun?“

Sie stand gehorsam auf. Zog sich den Bademantel fester um den Körper.

Erst jetzt merkte er, daß sie blaß geworden war und fröstelte. „Ist Ihnen etwas, Rena?“

„Ein bißchen komisch ist es mir schon — im Kopf und so, wissen Sie. Und die Knie fangen an zu zittern. Schrecklich albern war das von mir, daß ich ans Wasser heruntergelaufen bin!“

Er war sofort neben ihr, legte ihr den Arm um die Hüfte und fühlte das Beben ihres Körpers. „Ich schaue hier törichtes Zeug und vergesse darüber, daß Sie krank sind.“

„Bitte, Doña Carlota nichts verraten!“ bat sie noch und ließ sich geduldig stützen. Es war hübsch, sich so behütet und umsorgt zu wissen. Eigentlich hätte man noch ein paar Dummheiten anstellen müssen, nur, um die Besorgnis in den Augen des andern zu lesen. Um zu wissen, daß man nicht allein war. Gerade dieses Alleinsein hatte sie in den letzten Tagen so ganz besonders empfunden. Und jetzt — jetzt war das vorbei. Man wurde wie ein kleines Kind geführt, zu Bett gebracht . . . Sie gab sich einen Ruck und blieb stehen. „Aber das geht doch nicht, Doktor!“

„Was geht nicht?“

„Dass Sie — daß ich — — Ich finde schon allein in mein Zimmer hinauf. Es war nur einen Augenblick vorhin — es ist längst vorbei. Ganz bestimmt!“

Er blieb energisch. „Bis zum Hause müssen Sie sich jetzt schon von mir stützen lassen! Und weil Ihnen das Steigen schwerfällt, machen wir lieber dazwischen noch eine Ruhepause. An der Bank unter dem Pfefferbaum — wissen Sie?“

Sie kannte die Bank. Man hatte da einen wundervollen Blick auf die Bucht von Miramar, und es war, als sei man ganz allein auf der Welt, wenn man dort saß. Das Haus von Mar y Sol war durch dichte Gebüsche verdeckt; niemand konnte einen sehen. Das ging ihr plötzlich durch den Kopf. „Nein!“ sagte sie brüllend.

Es war, als habe er ihre Ablehnung nicht gehört. „Ich möchte mit Ihnen sprechen, Rena, Sie etwas fragen.“ Nun wurde er wieder so unsicher, so hilflos, wie er Frauen gegenüber immer gewesen war. „Oder sind Sie doch zu schwach und zu müde dazu?“

Und wieder gab sie nach. „Lassen Sie uns unter dem Baum ausruhen, Doktor Heinold!“

Nun saßen sie da, nebeneinander. Sie schien nicht zu merken, daß er seinen Arm immer noch um sie gelegt hatte. Ganz still saß sie da und schaute versonnen auf das in der Sonne glitzernde Meer. Und hörte dem zu, was er ihr zu sagen hatte.

Das kam langsam und stockend heraus. Von einer Jugend

sprach er, die er da oben im Ruhrgebiet zwischen Menschen verlebt hatte, die immer nur an Geld und an praktische Dinge denken konnten. Schon als Jungen. An den Nachmittagen spielte man in dem großen Garten, wurde von Tausenden beneidet und war doch so einsam. Denn von den Dingen, die im eigenen Innern lebten, konnte man mit niemand reden . . . Dann mußte er aber den Eindruck wieder abschwächen; sie sollte nicht denken, daß er sich über sein Elternhaus beklagen wollte. „Menschen, die einen andern Weg gehen als die Allgemeinheit, müssen ihn wohl allein gehen“, sagte er. „Das ist gar nichts Besonderes; und doch hab' ich mir oft gewünscht, es möge einmal anders werden.“

Sie wagte es immer noch nicht, ihn anzusehen. Eine unbestimmte Furcht wuchs in ihr. Wenn er gestern so neben ihr gesessen hätte, als sie aufwachte? Wenn er so zu ihr gesprochen hätte? Sie wollte aufstehen.

Er hielt sie zurück. „Noch einen Augenblick, Fräulein Rena! Ich habe Ihnen bisher nur von dem gesprochen, was früher war. Und eigentlich war das gar nicht das, was ich Ihnen erzählen wollte.“ Es war so schrecklich schwer, all das, was man fühlte, in Worte zu kleiden. Alm besten wohl, man sagte nichts: Man zog so ein Mädel an sich und schwägte hundert Dummheiten. Man war eben ein unbeholfener Pedant. Er gab sich einen Ruck. „Möchten Sie nicht länger hierbleiben, Rena? Für immer?“

Es summte ihr im Kopf. Die Wunde tat plötzlich weh; die Glieder wurden ihr schwer. Nur nichts reden jetzt! Nur nicht denken! Und nur keine Entscheidungen!

„Rena —!“

Sie wußte nachher nicht zu sagen, was eigentlich gewesen war. Hatte er sie nun geküßt oder nicht? Hatte sie wirklich in seinen Armen gelegen?

Das Gesicht der Generalin stand vor ihr — das lachte. Und dann schoben sich die besorgten Stirnrunzeln des guten, braven Dr. Lopez dazwischen. Und Umschläge, die ihr die alte Julia um die Stirn legte. Ein dicker neuer Verband. Eine Schwere in allen Gliedern; eine schreckliche Hitze.

Da war die Höhle wieder, und es war dunkel. Dann tanzten die grünen und die roten und die blauen Lichter . . . Und mit der Liotero hatte sie einen endlosen Disput und kam zu keinem Schluß, bis die endlich nach Amerika abreiste. Wahrscheinlich mit Villalonga, der ihr, Rena, immer wieder etwas von einem Häuschen in den Pyrenäen vorgesetzt hatte. Aber da wollte sie nicht hin . . . Und dann stand sie mit Jürgen Heinold in der alten Cartuja in Valdemosa und ließ sich erzählen. Von Chopin und der Sand . . . Oder war's von Liszt und der d'Algoult? Das konnte man nicht auseinanderhalten . . .

Und dann wachte sie an einem Tage auf, an dem die Sonne hell in ihr Zimmer schien, und sah die Generalin neben ihrem Bett sitzen.

„Das war eine böse Geschichte, Kindchen“, sagte Doña Carlota. „Aber nun sind wir über den Berg.“

„Und —?“ Rena setzte sich aufrecht. Irgend etwas war da, das sie sich nicht erklären konnte und das sie wissen mußte. Die Bank — der Pfefferbaum . . . „Ist Doktor Heinold hier?“ fragte sie.

„Er wird sofort bei Ihnen sein!“

Und dann kam Heinold und blieb zuerst einmal wartend an der Tür stehen. „Darf ich —?“

Doña Carlotta war aufgestanden. „Sez dich nur hierher, Junge! Ich bin nun zwei Tage nicht oben in La Granja gewesen; das verträgt der Benito nicht. In einer halben Stunde bin ich wieder da und löse dich ab. Es kann auch eine Stunde dauern. Und nicht zuviel reden! Du weißt ja . . .“ Damit ging sie hinaus, und sie waren allein.

„Was ist denn mit mir?“  
fragte Rena.

„Du warst krank, Rena. Aber gestern hat Lopez gemeint, das Fieber ginge zurück. Gestern mittag war er da und sagte, nun würdest du wohl erst einmal ziemlich lange schlafen, und wenn du aufwachtest, dann wärst du gesund.“ Er lachte jungenhaft — ganz anders, als er sonst gelacht hatte. „Natürlich nicht so gesund, daß man gleich eine zweite Auflage des Badeversuchs von neulich machen könnte! Das gibt's vorläufig überhaupt nicht, sagt Lopez.“

Er duzte sie und nannte sie „Rena“? Richtig: Das hatte er ja auch schon getan, als sie unter dem Pfefferbaum gesessen hatten. „Rena“ hatte er sie da auch schon genannt. Aber du gesagt? Nein — du gesagt hatte er da noch nicht. Und zwischen dem Neulich, von dem sie nicht wußte, wann es eigentlich gewesen war, und dem jetzt klaffte eine Lücke in ihrem Gedächtnis, die sie vorsichtig ausfüllen mußte . . . „Ich war krank?“ fragte sie. Denn das hatte er ja selbst gesagt, und das fühlte sie auch: Die Glieder waren so merkwürdig schlaff und schwer und ihre Hände da auf der Steppdecke blaß und durchsichtig. Und auf einer dieser Hände lag nun seine Hand und streichelte sie. „Gestern mittag hab' ich also Fieber gehabt?“ Sie vermeidet es, ihn anzusehen.

Er nickte. „Zwei Tage seit dieser leichtsinnigen Eskapade von neulich . . . Du hast allerlei geschwätz, mein Kleines!“ lachte er gutmütig.

Er duzte sie immer wieder und gab ihr Rosenamen? Vielleicht war sie überhaupt noch krank? Und wenn sie wirklich aufwachte, dann war das alles fort? Sie preßte die Finger der andern, freien Hand fest zusammen, so daß die Nägel sich ins Fleisch bohrten. Nein — das spürte sie; es war also wohl alles in Ordnung. Nun wurde sie verlegen. „Was hab' ich denn gesagt?“

„Nichts Zusammenhängendes“, beruhigte er sie. Denn es fiel ihm ein, daß Lopez abgeraten hatte, mit der Patientin von den Fieberphantasien zu sprechen. Nun, aber das eine konnte man wohl ruhig sagen: „Von der Kartause in Valdemosa hast du gesprochen, und das hat mich ganz besonders gefreut; denn nun weiß ich ja, daß meine Arbeit dich interessiert.“

Was war nur unter dem Pfefferbaum geschehen? ging es ihr immer wieder durch den Kopf. Hatte er ihr vielleicht auch einen Vorschlag gemacht, wie Villalonga? Und hatte sie ihm etwas versprochen? Wenn nur Doña Carlota wieder käme! Dann sähe sie ja, ob er sein Verhalten änderte.

„Ich muß dir etwas gestehen, Rena: Leicht ist es mir nicht



Lebende Zweige

Aufn. Dulovitis (J. Rona)

geworden. Und ich bin dir ja so dankbar, weil du mir's leicht gemacht hast. Als du deinen Kopf an meine Schulter legtest, da wußte ich, daß du mich und meine schwerfällige Art verstanden hattest.“ Seine Stimme wurde traurig. „Und nachher ist es doch zuviel für dich geworden. Hast du denn jetzt noch Schmerzen, Liebes?“

Nein, Schmerzen hatte sie nicht . . . Und nun wußte sie auch, was geschehen war: Während ihr das Fieber die Gedanken schon vernebelte, hatte er ihr einen Heiratsantrag gemacht, und sie hatte sich an ihn gelehnt. Dann war sie also jetzt — —? Daraüber mußte man allein nachdenken. „Ich fühle mich doch noch recht schwach. Ich glaube, eine Stunde Alleinsein wäre das beste für mich . . .“

Er wollte widersprechen. „Julia hat eine Kräutersuppe für dich gekocht.“

„Später, bitte! Später will ich auch die Kräutersuppe essen.“

(Fortsetzung folgt)

# Der Schwarze

Novelle von Theodor Schmidt \* Mit Zeichnungen von Paul Kuhfuß

Selbstsames, wildes Geforst deckt die weiten litauischen Sumpfniederungen ein, wo um Jemen, Berezina und Islotsch die Moränenlandschaften der Landgebiete Wilna und Minsk ihre Grenzen zusammenfügen. Der Krieg führte mich im Herbst 1915 als Feldgrauen einer Nachrichtenabteilung für mehr als zwei Jahre in das Gebiet und in einen Frontwinkel bedrückender Öde und Einsamkeit am Ufer der kleinen Berezina. Doch einzigartige Stunden und Monde des Natur- und Weidwerkerlebens wurden mir dort in der fengenden Glut des Hochsummers wie im eisigen Nord des russischen Winters. Ein nachhaltigstes Erleben aber gab mir in jenem Gewäld der Schwarze, der beste Bock, dem ich je die Kugel antrug. Eine Sonderheit war der in seiner Gewandung und als Kreuzkronenträger zugleich. Ein ganz verschlagener auch, den die Panjes "Waldteufel" nannten und dem mühsame Streifen galten, bis sich ihm in ganz ungewöhnlicher Art sein Geschick erfüllte.

## Der Seltsame

An einem wundersamen Sonnentag des jungen Oktobers im zweiten Kriegsherbst war es, daß sein begeisterndes Bild zum erstenmal am Saum einer einsamen Moorheide vor mir stand. Über einen brüchigen Kahlhieb ging die Suche nach Herbstschnecken, bei der ich nur die glatte Doppelslinke führte. Da war er seitlich von mir aus einer Tanneninsel des Altholz-

saumes aufgepoltert und mit lautem Brechen davongedonnert. Wie ein Spuk wollte es mich bedenken, als dort ein Stück Rehwild hieß, das tiefschwarzbraun ausgefärbt war. In dem einfallenden Sonnenstreif gebannt dastehend, äugte es mit hohem Windfang und aufgeregzt spielenden Läufchern zu mir her.

Langsam stieg die Linke mit dem Jagdglas an die Augen. Einen Kapitalbock zeigte mir das Objektiv. Das genetzte Schwarz des Windfanges und die großen Lichter gluteten nur so aus diesem Teufelsgesicht, dem die zwei weißen Seitenflecken der Oberlippe noch einen ganz besonderen Ausdruck prägten. Wie eine Last wuchtete die Gehörnkrone zwischen den Läufern auf. Zwei Handbreiten hoch reckte sie darüber empor mit tief gedunkelten klobigen Stangen. Kreuzförmig gestellt waren die mächtigen Enden, die in ihrem leuchtenden Weiß wie tüchtische Dolchlinge blitzten. Herz und Hände fieberten mir in Erkenntnis des gänzlichen Unvermögens der Situation gegenüber. Doch allmählich ernüchterte sich das heiße Jägerblut. An die Stelle des schmerzlichen Verzichtgefühls auf Schuß und Beutestück trat ein beglücktes Weidmannsfreuen, das noch einmal das herrliche Tierbild in dem weichen Sonnenband dort fasste und in sich hineintrank mit leuchtenden Augen und begeisterter Weidmannsseele.

Langsam zog der Bock ins tiefe Holz hinein. Um die Fährte dieses Kapitalen mußte ich noch wissen. Wo er hingezogen war, stand sie auf dem schwarzen Moorbödengrund, ungewöhnlich breit, mit stumpfen, starkballigen Schalen. Was sie aber zu untrüglichem Wiedererkennen zeichnete, war eine feine Verlezung der äußeren Schalenwand am rechten Vorderlauf, die sich in dem Tritt als feines Dreieckrelief ausprägte.

Noch immer bewegt von dem Erlebnis, zog ich im Verlöhen der Sonnenfinke über den Kahlhieb hin aus dem Revier hinaus. Als ich dann in einsamer Abendstunde bei der quälenden Feldpfeife in Gedanken dem einzigartigen Bilde nachhing, stand nur eines in mir um den schwarzen Kreuz- und Teufelsbock: Du bist mein, ehe die Blätter fallen und die herrliche Krone dir verlorengieht, um in Mulm und Sumpf zu verrotten! Bist mein, oder ich will die Kunst des Weidwerks nicht verstehen!

Doch — die Herbstglut der litauischen Waldweiten war in wilden Sturm- und Regennächten versunken. Entblättert standen die Laubgehölze. Meinen Schwarzen aber hatte es mir nimmer noch vor Glas und Rohr kommen lassen. Nun ging der November zu Ende. Da wußte ich, daß er mit kahlem Haupt zog und keine Büchse mehr auf ihn sprechen dürfe.

Ein zweites Mal traf ich dann den Schwarzen im Mai des nächsten Jahres an. Im Himbeergerüsch einer Blöße im tiefen Forst ging er der Morgenäusung nach. Doch trug er noch das kapitale Gehörn ungefegt im Baßt. Und ein Weidmannsfreuen wäre es gewesen, ihm da schon die Kugel zu geben. Wieder aber jagte mir sein ungewöhnliches Bild das Blut heiß und begehrlich durch die Adern.

Als dann zur Sommersonnenwende die Triften und Moorgründe im leuchtenden Gold der Johanniskräuter standen, war alles Rehwild der Reviere mißtrautischer und heimlicher denn je zuvor. Die Beunruhigung der Forste hatte auch meinen Schwarzen, den Un-





K. Ritter

steten, vergrämt und zu einem fernsten Forstwinkel auswechseln lassen, zu dem Brandmoor. Es war ein wilder Urwaldort, vor dem der Schritt unwillkürlich schreckte und stockte. Tiefe Wasserinnen und moorige Sumpfshlenken umzogen das Gehege mit einer natürlichen Sicherung, die nur mit dem Sprungstab oder in übergelegten Laufstegen zu nehmen war. Das Innere der Brandfläche aber zeigte ein Gemisch von nassen Moorinseln mit Sumpfheidevegetation und von Trockenböden mit Altholzbeständen, die Brand, Windbruch- und Schädlingsfraß in ein wirres Trümmerfeld verwandelt hatten. Das war der rechte Revierhintergrund für den seltsamen Schwarzen, der einsame, wilde Ort, wo Raub und Röhrdommel, Uhu und Wildkünder ihren unheimlichen Spuk trieben. Heimlich hielt sich der Verfeme in diesem Thinggehege, das jede Pirsch mit düsteren und lauernden Gefährnissen umstellt. Doch war mir das Brandmoor allmählich vertraut geworden. Und keiner von den tausend Lebenslauten, die hier gingen, vom Zischeln der Kreuzotter im Heidekraut bis zum wilden Blasen des groben Keilers in der Suhle, war mir Geheimnis und Schrecken.

Einmal doch ließ die in heissem Sonnenglaß flimmernde Einigkeit des Moores mir Schauer durchs Blut rinnen. Jäh fasste ich die Blöße fester, und schußfertig ging ich dann den Ort an, wo auf einer tief im Dickicht geborgenen und mir bisher entgangenen Blöße plötzlich vor mir eine Pyramide von Russengewehren aufstarrte. zerstreut lagen nahe ihr verrottete Uniform- und Ausrüstungsstücke sibirischer Schützen umher. Aus ihren Fezzen blickten von Wind und Wetter gebleichte Knochen menschlicher Skelette zu mir herüber. Grauenvoller aber noch als dieses Totengebein grinsten drei hohläugige Schädel vom Boden auf. Von diesen war einer vom Stirnbein zum Hinterhaupt hin von einem Geschoss durchschlagen. Der Schrecken geheimnisvollen Geschehens und gewaltfamen Sterbens lastete bedrückend über dem Ort. Nun wußte ich auszudenken, was in den Mären der Waldpanjes um das Brandmoor ging, die von gellenden Todesschreien dort im wilden Moor erzählten. Jagen konnte ich in jener Stunde nicht.

#### Der Unselige

Zu Ende des Juli war es dann und Sankt Jacobis hoher Tag, daß ich dem Schwarzen zuliebe wieder nach dem Brandmoor zog. Scharfer Sonnenbrand lag fengend auf den Heideflächen, wo über dem Grün des feinen Gezweigs schon das zarte Violett der Blütenknospen stand. Glühheiße Luftwellen voll herben Harzruches kamen aus den Kiefernholzforsten her. In den Randgehölzen schrien unruhig die Räcken ihren schrillen Warnruf. Schwefliggrangelbes Gewölk stand dräuend am Himmel. Wie Unheilahnen schritt es mir bedrückend zur Seite. Am Koppel trug ich das Schanzezeug mit, um das schreckhafte, unbegraben aufflagende Totengebein auf der Kahlfläche des Brandmoores in die Erde einzubetten. Ein ganz anderes doch sahn mir jene seltsame Stunde.

Einsam und totenstill lag das Moor. Mit dem fahlen, bängstigenden Halblicht in der Stimmung einer Sonnenfinsternis stand auch jene seltsame aufregende Spannung und Unruh des aufziehenden Gewitters über den Weiten. Halb zögernd hielt ich vor dem schmalen Stangensteg, der sich in dem dunkeln Moorwasser spiegelte. Entschlossen doch schritt ich hinüber. Gedeckt zog ich am Saum des Vorortes zu der Brandöde hinüber.

Da klang plötzlich im Moor ein Schmälen auf und zerriß mit seinen Schrecklauten die Stille. Jammervoll lagte ein Schmalreh, das nach den zu vernehmenden Lauten scharf getrieben wurde. Eine geraume Weile verging, da stand die Jagd von Flucht und Verfolgung auf mich zu. Schon drang das Poltern über die Blöße und durch die Dickungen vernehmlich zu mir her. Auf zweihundert Gänge möchte es herangekommen sein, als das Angstplörren des Tieres in eine wilde Todesklage aufgestellt. Mit diesem aufspeitschenden Schreckenslaut wurde es totenstill.

Wenige Minuten danach brach aus den Randbüschchen mit kurzen Fluchten das schwarze Schmalreh, das hier stand, hervor und in die Sumpfheide des Vorortes hinein. Abgehetzt und gänzlich erschöpft ging der Troll des Tieres. Dann verfiel es

in ein sich hinquälendes Ziehen, das sich immer noch verlangsamte und ganz mühsam mit der letzten, versiegenden Kraft sich auf den Läufen hielt. Noch einige Tritte zog das Tier vor, um dann mit zitternden Läufen und bebenden Flanken zu versöhnen. Dann brach es kraftlos nieder.

„Schinder, satanischer!“ zischte es mir empört durch die Zähne und hinüber nach der Dickung, aus der ich den Schadbock auf der Fährte des zu Tode gesorkelten Schmalrehes erwartete. Umsonst doch den Mörder erwartete. Der bot sich zur Stunde nicht der sühnenden Kugel. Nach kurzem ließ es mich hinüberschreiten, das hilflose Tier in raschem Stoß des Genüsfängers von Dual und Todesnot zu erlösen und im Wacholderdickicht zu bergen.

Den Ort, wo das Schmalreh zum letztenmal auflagte, pirschte ich an. Die niedergetretenen Himbeerstauden, auf deren Silberblättern rote Schweißtropfen leuchteten, bestätigten die Flucht des kranken Schmalrehes hier durch. Und dort stand in dem moorigen Boden neben den tiefen Ausrisse des gesorkelten Tieres auch die kraftvoll in die Erde sich stemmende Fährte des treibenden Schadbockes. Es war die Gezeichnete des Schwarzen.

Eine volle Stunde durchpirschte ich das Brandmoor dann und eine zweite noch. Doch kein geringstes Zeichen und Wahrnehmen des Versemten wurde mir und nicht das leiseste Fühlen seiner Nähe. Zweimal schon war die zackige Wetterwand mit fahlen Blitzen und kurzen Donnerschlägen aufgeklafft. Über den Trümmerspizen der turmhohen Brandkiefern knisterten unheimlich die Ausgleiche der atmosphärischen Spannung. Da zwang es mich, Pirsch und Bock daranzugeben und aus der Gefahrenöde hinauszustreben.

Auf dem Polster der Schlangenmoospreite zog ich hin und der Russenblöze zu. Da brach es leise mir zur Rechten in der Niederholzdickung. Im selben Augenblick klatschte dort eine Nachschwalbe auf und wuchtete in niederm Flug nach vorn ab. Einen Moment stockte mir Herzschlag und Tritt. Dann aber preschte ich, die Büchse gefällt in der Rechten, in rasendem Lauf auf der lautlos weichen Bodendecke zum Randsaum der Kahlfäche vor. Mit einem Sprung zur Seite landete ich in dem tief klaffenden Erdloch eines mächtig dahinter auffstarrenden Wurfbodens. An der Böschungswand des Erdtrichters anknüpfend, warf ich die Büchse zum Anschlag in die Linke vor. Heiß flogen mir Atem und Puls noch, als es in der rechtsseitigen Buchtung der Blöze eben vernehmbar im Dürrholz knackte. Dann aber hielt dort ein schwarzbraun durchleuchtender Fleck. Kurz nur. Doch lange genug, daß die angebackte Büchse ihr Ziel scharf und unentrinnbar sicher zu fassen vermochte. Wieder gingen mir ein paar verhaltene Atemzüge ein und aus. Da war der von dem Blattwerk verschleierte Schemen vorgeglitten. Und mit dem ganzen faszinierenden Bann seiner Wucht und seines diabolischen Gepräges erschien der Schwarze auf der blanken Kahlfäche. Breit zu mir gestellt, wollte er in der Diagonale des Blökenviertels hinüberwechseln. Wie verängstigt

geduckt und von einer geheimen Gefahr bedrückt doch ging das Schleichen des Kapitalen.

Da schrie den Ziehenden aus dem Erdloch und meinem wrenden Zuruf hart der Tod an. Wildes Erschrecken ließ ihn gehaust verhaffen und hoch aufwerfen. Im gleichen Moment lag der Finger krumm am Abzug im Bügel und zischte unter grimm aufgellendem Büchsenknaul das Geschoß hinüber. Mitte Blatt saßte es ihn. Und brennend heiß ihn durchfahrend, zerriss es ihm Herz und Leben. Jäh warf es den Todwunden nach vorn nieder. In wildem Schmerz doch schnellte er hoch wieder auf zu einer letzten grauenwollen Fahrt. Schauer des Grausens schüttelten mich um das Geschehen dann, das furchtbarste, das mich je ein Schuß erschauen ließ. In sinnlos verwirrten Fluchten raste das Tier einen Schreckensweg über die verrotteten Lumpenfelsen und das bleiche Totengebein hin, das hinter seinen gewaltigen Ausrisse auffstob. Prellte gegen die Gewehrpyramide, die rostknirschend zur Seite brach. Prallte dann am jenseitigen Saum mit aller Wucht des Fluchtrases und der schweren Körpermasse gegen das Hindernis des dort liegenden Aspenstamms an. Und in schwerem, dröhnendem Aufschlag streckte es den Unseligen mit zerrissener Wirbelsäule und mehrfach zerbrochenen Borderläufen dort in Heide und Sand hin...

Erschüttert von dem Geschehen an dieser nun doppelt schreckhaften Todesstätte und einem so furchtbaren Sterben der Kreatur stand ich vor dem Braven, die Büchse unterm Arm und die Feldmütze in den zusammengeschlossenen, leise bebenden Händen. „Das Schicksal ist unerbittlich und erfüllt sich jedem, wenn seine Stunde kam. Dem Menschen wie der Kreatur. Krieg und Jagd sind unnachlässlich hart gegen das beste Leben. Und das ist ihr Recht!“ Diesen Worten sann ich nach. Nun war sie mein: die Kapitale, einzigartige und so begehrte Kreuzkrone. Doch mehr ein Bedrückstein denn ein Freuen um den Schuß stand mir in der Weidmannsseele. Allzu hart und zu schreckenvoll hatte es das herrlichste Leben des Brandmoors und sein stolzes Geheimnis vernichtet. Und keinen Bruch hieß es mich brechen, ihn mit rotem Herzschweiß des Schwarzen zu neigen und unter dem grünen Deckband der Feldmütze einzustechen...

Schwarzgelbe Wetternacht löschte jäh die Lageshelle und spann ihr dräuendes Dunkel über das Brandmoor und die Weiten rings. Wie das Toben und Heulen wildziehender Nachefurien peitschte der Sturm von West daher und mir die schweren Schritte aus dem wilden Ort hinaus. In einem Birkenriedholz, seitab des Kiefernholzforstes, kauerte ich unter einer dürtigen Reisighütte und dem Wetterumhang bei Büchse und Bock durch Stunden hin, da Himmel und Gewäld rings in wildem Wetterflammen lohnen, mit den grell blendenden Feuerschlangen faulende Schläge niederschlugen und die herabbrechenden Wassermassen wie sturmgepeitscht brandende Wogen hineinrauschten in die Waldwände.

Eine Fahrt, wie ich keine je mit einem Beutestück zog, war es dann, als ich nach verebbtem Wettertosen im Licht der friedlichen Sonnenfinke mit dem mehr als Sechzigpfündigen am Rücken vom Brandmoor aufbrach zu mehrstündigem, mühseligem Marsch durch Bestände und über Böden hin, wie sie nur der litauische Urwald hat. Im Nachtdunkel erst erreichte ich das Waldgehöft, wo ich mit dem Jagdoffizier des Abschnittes Quartier hatte. Traulich und wie wartend doch ging von dem rückwärtigen Fenster des Blockhauses ein Lichtschein zum Waldsaum her und wies mir den Weg nach dort.

Seelisch und körperlich erschöpft kauerte ich still und wortlos nieder, als ich die schwere Last abgelegt hatte. Zuviel war es in jenen Stunden für Brust und Herz. Doch der alterfahrene, biedere Weidmann wußte für beides Rat und gute Hilfe. Und berichten mußte ich dann. Da wurden die blaublanken Augen des Hegemeisters ernst und dunkel. Bald doch hellten sie sich wieder.

„Ein ganz Seltsamer war der, darum mußte er auch so seltsam sterben. Doch nun, Junge: Reh tot!“ Und mit seiner klangvollen Stimme schmetterte er die melodisch-freudigen Dreiklangintervalle des Jagdrufes in Raum und lauschende Nacht hinein. Und als dann ein herrlicher Elfertrunk aus rheinischen Heimatgauen in den Kristallen vor uns stand und ein ritterhaft Hohes von Mann zu Mann in der stillen Klause, als neu mir die frohe Art und die biedere Treue des Kameraden zur Seite war: da erst konnte ich ruhiger und versöhnter das Erlebte erschauen und auch ein Freuen finden um das Weidmannsheil auf jenen seltsamen Schwarzen aus dem Brandmoor.



# Heim- geschneit

Von Max Mohr

Aufnahmen von Dr. Franz (Mauritius)

Eines der wichtigsten Ereignisse im alpenländischen Jahr ist der Almtrieb. Man muß nur einmal gesehen haben, wie in den Einöden und Dörfern, durch die der Zug des Viehs dahinwallt, die Kinder sich an diesen Tagen aufführen, dann ahnt man, daß hier etwas im Gange ist, was tiefer in das gebirglerische Leben einschneidet, als der Mensch der Ebene ahnt. Zweimal im Jahr zieht alles Vieh vom Tal an allen Bewohnern des Tals vorüber. Zweimal im Jahr steht die Sonne einen Augenblick still am Firmament, zum Auftrieb und zum Abtrieb.

Zur Pfingstzeit geht's hinauf. Viele Wochen schon, ehe der Zug mit Hüh und Hott und großem Geläut sich zeigt, fiebert das Tal. Welcher Bauer wird welche Sennerin nehmen? Welche Sennerin bekommt welchen Hüterbuben? Welches Vieh aus welchem Stall hat am besten überwintert und steht am besten im Futter? Und dann kommen endlich von allen Seiten die schleppfüßigen Züge, und die Kinder stehen mit den Erwachsenen an den Zäunen des Viehtriebs und sind nicht mehr wegzuholen, ehe nicht der letzte Zug passiert ist, und starren wie gehaft auf das Vieh und seine Treiberinnen und Treiber, als sei's ein Blick in den Garten Eden.

Aber erst der Abtrieb im Herbst! Der Almboden ist abgeweidet. Der Sommer hat sich erfüllt. Das Vieh drängt in den winterlichen Stall zurück, in die winterliche Heimat: Es ahnt bereits, daß die Natur sich anschickt, aus dem Lieblichen ins Grimmige zu wechseln. Und das Vieh ist herrlich geschmückt zu diesem Abtrieb ins Tal. Blumenkränze des Herbstes um den mächtigen Nacken der Kühe. Goldpapier und Laub und Flitterzeug über das Rückgrat der Kälber, der Schafe und der Ziegen. Schmuck weithin, an allen möglichen und unmöglichen Stellen, an den Glocken und Glockenriemen, an den Hörnern und an den Schwänzen, an den langen Stücken der Sennerinnen, an den verwitterten Hüten der Buben. Das ganze Jahr über wird für diesen Tag gesammelt, was zum Aufzug brauchbar scheint, Seidenbänder und Stickereien, Bilder und altes Schnitzwerk.

Und wieder stehen an allen Zäunen des Viehtriebs, den der Zug entlang wallt, die aufgeregten Kinder neben den Erwachsenen; aber diesmal ist es ein scharfer Wettbewerb, um den es geht, nicht weniger aufregend als in der Metropole ein Boxkampf um die Weltmeisterschaft. Denn wer am schönsten geschmückt hat, gilt für ein Jahr lang als die Königin unter den Sennerinnen des Tals.

Wer aber Unglück gehabt hat während der Almzeit, wer ein



Stück Vieh verloren hat, wenn auch noch so schuldlos — durch ein giftiges Kraut, durch einen Absturz, durch eine unglückliche Kalbsgeburt —, der darf nicht schmücken. Ohne jede Zier muß er seine Herde den langen Weg dahintreiben, ein schreckliches Spießrutenlaufen durch alle Einöden und Dörfer hindurch, bis er endlich an seinem Hof und Stall angelangt ist.

Und hier zeigt sich die grausame Gegenseite auch dieses schönen alpenländischen Brauchs. Wohl sieht der Flachländer, der zum Abtrieb das Gebirge besucht, zuweilen eine lange, nackte Herde zwischen den vielen aufgeputzten Zügen dieser festlichen Tage — aber kann er auch, ohne eingeweihzt zu sein, die Qualen der Sennerin und ihres Hüterbuben erfassen, wenn er sie gesenkten Hauptes hinter ihren Kühen und Kälbern und dem Kleinvieh dahinschleichen sieht? Ein Schandfleck fürs ganze Leben ist es, zwischen den fröhlichen Konkurrentinnen ringsum also gezeichnet dazinzuwandeln! Und die Leute an den Zäunen kennen kein Mitleid, wenn's um das Wohl des Vieches geht, und halten nicht mit ihrem Spott zurück.

In unserem Tal wenigstens — man muß das Menschenherz nehmen, wie es ist, und muß es offen gestehen —, in unserem Tal rührte sich eine gewaltige Schadenfreude, als eines Sommers die Nachricht von der Alm kam, daß auf der Kristalleralm ein Unglück mit dem Vieh passiert war. Das heißt, mit dem Kristallerbauern selber hatte man uneingeschränktes Mitgefühl. Es war ein gutes zweijähriges Stierkalb gewesen, das über eine kleine Felswand hinuntergestolpert war und nach einem Beinbruch geschlachtet werden mußte. Man tagierte den Schaden

und sagte, soundsoviel hat der Mann verloren, soundsoviel Reserven hat er noch hinzubuttern, soundsolange muß er sich jetzt extra abrackern, um den Unfall wieder einzuholen und wieder quitt mit seinem Mißgeschick zu werden. Aber mit der Sennnerin, mit der Regina von der Kristalleralm, hatte man nicht das geringste Mitleid. Man war überall davon überzeugt, daß sie vollkommen schuldlos am Absturz ihres Stierkalbes war, aber Mitleid hatte man doch nicht mit ihr.

Seit vier Jahren hatte



die Regina den Ersten Preis beim Abtrieb ihres Viehs bekommen. Seit vier Jahren war keine Konkurrenz für sie möglich gewesen. Und jetzt dieser Zusammenbruch! Vom ersten Platz gleich auf den letzten Platz im Talf. Und alles war schon gespannt auf das Gesicht, mit dem die Kristaller-Regina den langen Heimtrieb an den vollbesetzten Zäunen entlang durchführen würde.

Denn es war ein stolzes Gesicht, das Gesicht der Kristaller-Regina, und man sieht ein stolzes Gesicht weit lieber gedemütigt als ein Alltagsgesicht. Es war ihr nichts Schlimmes nachzusagen, sie vollzog ihren Stalldienst und ihren Almdienst beim Kristallerbauern großartig, aber sie hielt sich abseits von den anderen Mädchen, sie erschien nicht einmal zu den Festen des Abtriebs, auf denen sie die Königin war; es traf für sie und ihren Liebhaber, den Kaiser-Anton, das alte Lied vom „Wilden Fräulein“ zu:

„Daz mir niemands hold ist,  
Des freu' ich mich gar sehr;  
Was die Leut' verdrehet,  
Das treib' ich desto mehr.  
Mir und dir ist niemands hold,  
Das ist unser beider Schold.  
Ho ho, Lieber —  
Du so wohl und frisch mich nit,  
Hab mich lieb und acht mein nit.“

Wie würde sie das große Spießrutenlaufen an den Zäunen entlang ertragen? Daz sie trotz ihres Unglücks das Vieh aufspitzte, war selbst ihr nicht zuzutrauen, dazu saßen die Regeln des Abtriebsgebruchs wohl auch ihr zu tief im Blut. Und zur Nachtzeit konnte sie nicht durchs

Tal treiben; ihr Zug hatte einen Weg von drei Stunden bis zum Talboden, wo die ersten Häuser und die ersten Zuschauer kamen; sie hätte um Mitternacht die Alm verlassen müssen, um vor Tag zu Hause zu sein, und das ging nicht auf dem felsigen Almweg, es wäre ein neuer Absturz passiert. Es gab keinen Ausweg mehr für sie, sie mußte an allen neidischen und spöttischen Augen des Tals vorüberziehen.

Und dann, als es soweit war und alle bösen Jungen im Tal sich schon an der Kristaller-Regina geweckt hatten, kam doch ein Ausweg, und die böse Sensation ging in die Brüche. Nicht als ob die Regina selber den alten Brauch gebrochen und doch noch ihr Vieh aufgepuzt hätte. Nein, die Natur kam ihr selber zu Hilfe, denn nur die Natur kann den alten Brauch brechen.

Gerade in diesem Jahr trat das ein, was alle zehn Jahre einmal vorkommt: Das Vieh wurde heimgeschnitten, vor der Zeit von der Alm heimgeschnitten, und heimgeschnitten damit auch alles neugierige Volk an den Zäunen. Im September, einen ganzen Monat vor der üblichen Zeit des Abtriebs, fiel Schnee ein. Ein paar Tage noch versuchte man auf allen Almen ringsum die Stellung zu halten und das Vieh mit dem gesammelten Almheu durchzufüttern, aber dann schneite es droben immer tiefer ein. Da mußte man weichen, und die festlichen Glockentage des Abtriebs wurden zu einer traurigen Schneeparade ohne Schmuck.

Ein paar Sennerrinnen putzten noch auf und versuchten trotz des Schneetreibens, ein bißchen bunten Glanz in den Abtrieb zu bringen. Ein paar Kinder und ein paar Männer standen trotz des Schneesturms am Zaun, wenn das Geläut sich näherte. Aber das Richtige war es keineswegs, die Natur war der Kristaller-Regina zu Hilfe gekommen, und der alte Brauch, von dem sie in diesem Jahr die Gegenseite hätte durchstoßen müssen, fiel aus.

Heimgeschnitten ihr zu Ehren die vielen Herden ringsum, heimgeschnitten die Neider und Kritiker an den Zäunen! Und trotz allem Mißgeschick kam es zum Schluß noch so weit, daß sie ge-



rade in diesem Unglücksjahr von allen Geläuten weithin am besten abschnitt und wieder zur Königin der Sennerrinnen wurde.

Wie das kam? Als sie im dichten Schneetreiben die Sohle des Tales erreichte und ihr Vieh ein wenig rasten ließ, stand auf einmal ein große aufgepuzte Figur vor ihr, der Kaiser-Anton, der Liebhaber des „Wilden Fräuleins“. Er hatte es sich nicht nehmen lassen wollen, sie auf ihrem schweren Gang zu begleiten. Und wenn schon in diesem Jahr ihr Vieh nicht aufgepuzt sein sollte, der Kaiser-Anton, der dem Zug voranschritt, war aufgepuzt. Er trug gegen alle Regeln der alpenländischen Welt seinen schwarzen Kirchenanzug, Blumen und Bänder am Hut, Blumen und Bänder am Stecken. So schritt er mit stolzem Gesicht vor der Herde des „Wilden Fräuleins“ dahin und zeigte den paar Standhaften an den Zäunen, daß er sie auch in diesem Jahr zur Königin der Sennerrinnen gemacht hätte, auch wenn sie nicht mit Vieh und Mensch zusammen heimgeschnitten worden wäre.



# Wissenschaft an der Wende

## 8. Chemie

Von Dr.-Ing. F. W. Neumann

Wissenschaft an der Wende . . . Ein klares Empfinden sagt mir: „. . . schon in der Wende.“ Aber kann ich das vom Blickpunkt der Chemie aus formulieren? Kommt denn der Anstoß zu dieser Wende überhaupt aus der Wissenschaft? Auf allen Gebieten ist zwar Großes geschafft, Neues erkannt worden, aber die Ursache dieser Wende liegt doch anderswo. Sie kann als Summe aller Gegenwirkungen gegen die Folgeerscheinungen der französischen Revolution angesehen und so am kürzesten benannt werden. Nicht mit dem von Natur an die Materie gebundenen Sinn des Chemikers, nicht aus dem Gesichtswinkel der exakten Wissenschaft — als erlebender Mensch meiner Zeit kann ich die treibenden Kräfte erkennen, kann ich die Wende verstehen, der sich, wie andere naturwissenschaftliche Gebiete, auch die Chemie nicht zu entziehen vermag.

Dabei ist es nötig, sich eines Umstandes besonders bewußt zu werden, der der Chemie eine Sonderstellung unter den exakten Wissenschaften gibt. Trotzdem sie eine absolut selbständige und abgeschlossene Wissenschaft ist, konnte sie mit solcher Breite in das tägliche Leben eindringen, daß es heute eine dem Wortinhalt voll entsprechende „Chemische Industrie“ gibt. Wir haben in diesem engen, abgegrenzten Sinn keine physikalische oder botanische oder medizinische Industrie. Dieser enge Zusammenhang mit den materiellen menschlichen Bedürfnissen läßt den Materialismus als in keiner Weise fraglich erscheinen, und andersartige Weltanschauungen oder Strömungen gewinnen nur schwer Boden. Soll aber dann eine außerhalb gewonnene Erkenntnis zur Geltung kommen, so hat sie dazu am meisten Aussicht, wenn sie ihre Berechtigung durch eine eindeutige Wirkung nachweist.

Heute pocht ein starker Zeitgeist an die Tore der Chemie. Er ist mit kraftvollem Schritt schon durch Werkstatt und Bücherstube geschritten und hat seine Lösung ausgegeben in Familie und Staat, in Technik und Wirtschaft, in Kunst und Wissenschaft. Menschendring ist Stück vom Ring! Nichts Menschliches ohne Abhängigkeit! Gemeinnütz vor Eigennütz!

Und dieser Weckruf kam auch in der Chemie zur rechten Zeit. Der Individualismus war immer eindeutiger zum Egoismus geworden. Das Tauschmittel „Geld“ war zur Ware geworden, die man verhandeln wollte mit Gewinn. Das Kapital suchte sich immer stärker zu rentieren, es verlangte immer stärker nach Spezialisten. Forschung und Ausbildung mußten dieser Forderung mehr und mehr Rechnung tragen: Der „Spezialist“ entstand in allen Spielarten. Seiner Leere bewußt — oder auch unterbewußt — bearbeitete er sein Sondergebiet und blies es solange auf, bis es ihn ausfüllte und andere sich nicht mehr ohne ihn darin zurechtfanden. Die „Forschung“ schloß sich den industriellen Sondergebieten an. Die Einheit der Wissenschaft (Universitas literarum) ging immer mehr verloren. Der Forscher, der um der Erkenntnis willen arbeiten kann, ist zur Seltenheit geworden, nur wenige Große können ohne Bindung und Kompromiß ihre wissenschaftlichen Ziele verfolgen. Die öffentlichen Mittel genügen in ihrer Knappheit meist nur mühsam zur Aufrechterhaltung eines zeitgemäßen, uneingeschränkten Unterrichtsbetriebes an den hohen Schulen, die Forschung ist mehr und mehr auf zweckgebundene Spenden angewiesen. Sie wird dadurch zu einem Teil der nur nützlichen Industrie und verarmt mehr und mehr an großen Forschungszielen und -arbeiten.

Die oben aufgezeigte enge Verbindung der Chemie mit „ihrer“ Industrie hat es zur Folge, daß nur geringe Neigung besteht, das heutige Verhältnis als anormal oder gar unwürdig zu

erkennen. Und doch ist es so, daß die einstmals dankbar empfängende Industrie auch hier fast allenthalben zur Herrin geworden ist. Allmählich aber verliert diese Herrin an Glanz und Macht, und der Boden wird aufgeschlossener für manches selbständige reine Erkennen.

Von dieser großen Wende der Chemie müssen wir unterscheiden eine kleine „Wende“, besser Periode, die schon öfters in der Geschichte der Chemie verzeichnet wurde und auch heute normal ist, wenn auch durch wirtschaftliche Einflüsse beschleunigt. Es ist dies der Wechsel zwischen der überwiegend analytischen Bearbeitung der Naturstoffe und der synthetischen Verbesserung und Verwertung des neuen Wissens. In der Wilh. Ostwaldschen Pyramide der Wissenschaften führt die Chemie auf der Physik und schließt sich nach oben an die Medizin an. Demgemäß entwickeln sich ihre Arbeitsmethoden, wechseln die tragenden Strömungen. So hatte die Synthese des Harnstoffs durch Wöhler vor über 100 Jahren der Chemie ein neues weites Feld erschlossen. Der Bann war gebrochen, die mystische Vorstellung von der Lebenskraft (Vis vitalis) war gefallen, der synthetische Weg in die organische Chemie war frei. In der Folge blühten Analyse und Synthese, die theoretische Chemie kam zu neuen Grundlagen. Die materialistische Weltanschauung bekam neuen Auftrieb. Die Synthese lief allmählich aus, die Analyse entdeckte immer neue Naturkörper. Auf Grund der analytischen Auflärung konnte Baeyer vor über 50 Jahren den Indigo synthetisieren. Gegen Ende des Jahrhunderts gelang seine fabrikmäßige Herstellung. Deutschlands Indigoeinfuhr sank, es eroberte den Indigomarkt. Die folgende, aufslühende Synthese suchte technisch brauchbare Farbstoffe zu schaffen, allgemeinchemische Probleme verloren mehr und mehr an Ausbaufähigkeit und waren nicht mehr lohnend.

Neue Anregung kam aus der Medizin, physiologisch-chemische Arbeiten wurden, vor allem von E. Fischer, in Angriff genommen, während der Aufstieg der Synthese in den wachsenden Ausfuhrziffern der deutschen Industrie unverkennbar zum Ausdruck kam.

Während des Weltkrieges wurde dann die junge deutsche Nationalwissenschaft zum erstenmal im ganzen vor vaterländische Aufgaben gestellt, die allerdings von der die Lösungen ausführenden Industrie oft erst in zweiter Linie als solche verstanden wurden. Die Lebensmittelchemie diente in diesen Jahren vor allem dem Wohl einer großen Gesamtheit.

Nach dem Umsturz brach auf allen Ebenen des menschlichen Lebens hemmungslos die in der Heimat während des Krieges nur eingedämmt materialistische Weltanschauung durch. Die methodischen Anregungen der Kriegschemie schienen zur Lösung der letzten Fragen zu befähigen.

Die Chemie drang weit in Medizin und Botanik ein. Blut- und Blattfarbstoff (H. Fischer), Enzyme und Fermente (R. Willstätter), Hormone und Vitame (Windaus) wurden infolge dieser Entwicklung neuerdings einer umfassenden chemischen Bearbeitung unterzogen.

Gleichzeitig hatte aber auch die Physik starken Einfluß in der Chemie gewonnen. Die junge physikalische Chemie hatte während des Krieges das synthetische Ammoniak geschaffen, das Bohrsche Atommodell schien die Rätsel der Materie lösen zu können, die analytische Bearbeitung des Atoms (Atomzertrümmerung) machte Fortschritte.

Wohl fanden daraufhin physikalisch-chemische Arbeitsmethoden allenthalben Eingang und wirkten, besonders auf physiologisch-chemischem und biochemischem Gebiet fördernd, aber die hochgespannten Erwartungen wurden nicht erfüllt. Hinter dem ungelösten Problem der Elektronen tauchte das der Protonen auf. Die Materie scheint sich vor dem Forscher in immer kleinere Dimensionen zurückzuziehen, und so weiß man heute sicher nur, daß das Elektron nicht die kleinste Einheit der Materie ist. Daß dies für das Proton zutrifft, bedarf noch des exakten Beweises. Von einer Ur-Synthese der Materie sind wir damit um eine neue Stufe weiter entfremdet. Stehen wir doch heute noch im Bereich der Molekülsynthesen, der Synthese mit den vor zweitausend Jahren schon spekulativ entdeckten Atomen. Wie weit ist es noch zur Elektronsynthese?

Die Frage nach der Ergründbarkeit des Lebens wird von einem Teil der Chemiker mehr oder minder kräftig bejaht, von einem größeren Teil nicht beantwortet; denn angesichts des Versagens des Materialismus auf allen praktischen Lebensgebieten — seinem

natürlichen Nährboden — verliert dieser auch in der Wissenschaft deutlich an Ansehen.

Langsam verändert sich die herrische Einstellung des Menschen gegenüber der belebten und unbelebten Umwelt, und damit wird für das intuitive Erleben und Erkennen, von Vorgängen und Zusammenhängen wieder ausgiebiger Raum gewonnen.

Der in der Nachkriegszeit auch der Chemie Probleme diktierende Rausch materialistischer Genußsucht ist verslogen. Millionen verlangen Arbeit und Brot. Der ehemals dominierenden deutschen

Chemie stehen in Forschung und Industrie die starken Partner anderer Nationen gegenüber. Und so muß auch die Chemie teils aus dem Dasein um ihrer selbst willen, teils aus dem Dienstverhältnis zu einer kapitalhorigen Industrie hervorstehen in die immer mehr offenbar werdende Pflicht zum Dienst an der Nation.

Immer häufiger werden zumutige der nationalen Selbsterhaltung und Unabhängigkeit Probleme aufgeworfen und bearbeitet. Die Wende ist da. Auch in der Chemie wirkt schon die Parole: Gemeinnütz vor Eigennütz!

# Leirauh

Novelle von Claus Bäck

Im Hügelwogen, zwischen Kiefernwäldern und Ahrenflächen liegt das Dorf. Gänse stelzen auf der breiten Straße, und hinter zwei dicken Torpfosten birgt sich das Rittergut.

Hier lebt der kleine Him getrennt von der Welt, allein mit Tieren und mit seinen Träumen. Eltern hat er zwar, aber die leben in der unbegreiflichen Welt der Erwachsenen.

Hinter dem Gutshaus ist eine Terrasse in den Garten hinausgebaut, mit Holzgälander und Geranke von wildem Wein. Dort sitzt Him mit seiner Mutter. Sie schneidet Bohnen klein und hat eine weiße, runde Schüssel auf den Knien.

Him kniet halb auf einem Stuhl und liegt mit beiden Ellbogen auf dem Tisch. Brotkrümel schiebt er auf der blaukarierter Tischdecke herum. Die kleinen Krummen sind Tiere — Kuh, Schweine, Schafe, je nach Größe und Farbe. Und die Viercke auf dem Tischtuch bilden die Ställe. Und weil Him seine Tiere liebt, gibt er jedem von ihnen eine abgeschlossene Welt. Er setzt sie einzeln in die Viercke, jedes getrennt vom andern. So, glaubt er, würden sie sich am wohlsten fühlen. Dunkel sind die Bogen der Kühe und Schafe, eng und warm. Da können sie ungestört träumen. Hell ist es aber bei den Schweinen, denn sie haben so häßliche kleine Augen und sind grob und roh. Sicher kennen sie keine schönen Träume. Him wird winzig klein und sieht ihnen in die Augen. Und alle haben sie von Glück und Schmerzen zu erzählen.

Die Mutter ist fertig mit Bohnenschneiden und hebt den Kopf. „Sie werden gleich kommen, Him!“

Wegewischt sind die Tierköpfe und Ställe. „O ja, ich will mal sehen!“

Him springt die Treppe hinunter. Als er auf den Gartenboden tritt, ist Leirauh neben ihm. Er faßt sie an der Hand und geht mit ihr einträchtig unter Gebüschen und Bäumen dahin.

Nur Him sieht Leirauhs Gestalt und ihr braunes Lockenhaar. Für alle anderen Menschen ist sie ein unsichtbarer Gedanke. Sie ist Hims einzige und liebste Freundin, das einzige Wesen, das seine Kindergedanken richtig versteht. Nie weiß sie etwas besser als Him. Im Gegenteil, Him muß sie ständig belehren. So kommt er sich vor wie ein herrlich farbiges Gebilde, für das ist Leirauh der dunkle Hintergrund. Darum trägt sie auch immer braune Kleidchen.

Die Eltern sagen, sie sei Hims Phantasiefreundin. Aber das Wort kann er nicht verstehen. Für Him ist Leirauh da, so wie er selber da ist. Sie beide sind untrennbar. Wo sie herkommt, weiß Him nicht, aber ihr Name weist auf den Ursprung.

Vor langer Zeit schon hat jemand dem Him ein Märchen vorgelesen von einer Königstochter. Die lief in den Wald vom Königshof fort, gekleidet in einen Mantel aus Fellen. Sie hieß Allerleirauh. Der Name wurde beim Vorlesen falsch betont: Aller le i rauh, so daß er für Him in seiner Bedeutung unverständlich war. Him nahm nur den Klang in sich auf, und der hörte sich wunderbar an. Wenn Him in seinem Bettchen lag und alles finster um ihn war, kam oft der Name angeschweift. Dann mußte Him sehr viele Tränen weinen, so ergriffen war er über die Schönheit in diesem Wort.

Allmählich vergaß er das Märchen und die Königstochter. Nur der Name blieb wie eine glänzende Kugel in der Seele. Sie zitterte lange Zeit ungestört und verborgen, bis sie eines Tages zu kreisen begann und den einsamen Knaben mit Sehnsucht nach

einem Gefährten erfüllte, der schön sein mußte und zart wie ein Mädchen. Da auf einmal war ein Wesen entstanden, verdichtet zu anmutiger Gestalt und deutlich zu sehen. All das, was Him einst an Schönheit erlebt, war verkörpert und kehrte wieder im Namen, der jetzt zu fester Formel geballt war: Leirauh.

Him läuft mit Leirauh durch den Garten, über lichtgefleckte Wege und dann quer durch das Gras, hinüber zum Ausblick am Ende des Parks. Er hängt sich über die Mauer und wartet. Er wartet lange, hat einen eingedrückten Bauch und baumelt mit den Beinen gegen die Steine. Bald sind die nackten Knie kaltbequdet und die Schuhspitzen verschrammt. Him schaut sich hin und her den Weg da unten an, wie die Sonne scharfe Schatten wirft in den Furchen. Und Leirauh hängt auch über die Mauer und sieht immer dieselben Dinge zur gleichen Zeit. Außen am Fuß der Mauer sind zwei Hühner, die schleudern mit Nachdruck ihre Köpfe auf nichtige Dinge und glucksen leise.

Da kommt es aus der Ferne gebrummt und gerasselt. Als Him den Kopf hebt, sieht er dort unten an der Wegbiegung ein Auto um die dicke Linde kriechen. Wie ein freigieriges Maul mit Glotzaugen ächzt es gegen die Steigung an.

Him öffnet sich mit Jubel dem neuen Ereignis. Er klettert auf die Mauer und steht hoch oben über der Umgebung, schwankend, aber mutig. Wie schwachen Druck fühlt er Leirauhs bewundernden Blick auf seinem Rücken.

Der offene Wagen steigt heran. Der Vater steuert ihn, und hinten sitzt ein kleines Mädchen mit blondem Haar zwischen ihren Eltern. Als es Him auf der Mauer sieht, springt es auf den Sitz, wedelt mit den Armen und schreit: „Ahh!“ Sausend fährt der Ruf zu Him in die Höhe. Das Mädchen da unten sieht aus, als schwebe es vorbei, als hänge es mit den gebreiteten Armen frei im Sonnenlicht. So kommt Lucie wie ein Wind gesegelt. Sie hat sich umgedreht und winkt zurück, bis der Wagen über eines der ausgefahrenen Gleise hüpfst und die Lichtgestalt zusammenknickt.

Him springt von der Brüstung herab in den Garten.

Lauter Rufe schallen von der Haustür. Er rennt mit strampelnden Beinen hin zur Begrüßung. Den Erwachsenen sagt er befangen guten Tag, und als Lucie auf ihn zuspringt, gibt er ihr die Hand. Sie hat ein schönes helles Gesicht mit geraden Augenbrauen. Lucie ist größer als Him, er macht unwillkürlich eine Verbeugung.

„Du hast so ein schönes Auto?“ fragt Lucie. „Zeig es mir mal!“

„Woher weißt du denn das?“

„Deine Mutti hat mir's gesagt. Komm, wir fahren damit!“

Him ist dankbar und freut sich, daß er der schönen, hellen Lucie etwas zeigen darf. Er führt sie beiseite um das Haus. Als sie zur Terrasse kommen, sagt Him: „Hier drunter ist es.“

„O weißt du was?“ sprüht Lucie los, „ich gehe da 'rauf, da ist der Bahnhof, und du holst mich ab!“

„Au fein!“ ruft Him und schlüpft unter die Terrasse.

Da liegt im Dunkeln verborgen das Auto auf der Erde. Es ist weiter nichts als ein Rahmen, eine flache Kiste ohne Boden und Deckel. Das Wesentliche für Him ist auch am Auto der umschlossene Raum, in dem man drin sitzt und sich wohlfühlt. Er steigt hinein in den Rahmen, greift mit beiden Händen außen über die Ränder und schiebt die Finger unter die Kanten. Als

er das Gestell hochhebt, sieht plötzlich Leirauh hinten darin. Sie gehört zum Auto. Nie ist Him ohne sie gefahren, sie muß auch heute mitkommen. Und er wird sie Lucie zeigen, sie wird ihr sicher gefallen. Him trägt den Kasten balancierend in der Mitte und kommt hinaus in die Sonne. Das Auto leuchtet in weißer Naturholzfarbe. Vier rote Türen sind aufgemalt. Vorn angenagelt sitzen zwei alte Emailtassen als Scheinwerfer.

Oben auf der Treppe steht Lucie und wartet. Aufgerichtet und wichtig blickt sie um sich. Viele Leute steigen die Bahnhofstreppe auf und ab, und alle müssen sie einen Bogen machen um ihre vielen Koffer.

Da tutet es unten. Him kommt vorgefahren, hält mit einem Ruck und quietscht mit den Bremsen. Er setzt das Auto auf die Erde und steigt aus. Lucies Traum zerbröckelt schnell.

„Was . . . das soll ein Auto sein? Aber das hat ja nicht mal Räder!“ Sie lacht.

Das ist Him noch gar nicht aufgefallen; schau blickt er zu Lucie. „Nein — ja — die mußt du dir eben denken —“

„Na schön — denken wir uns! Und ein Steuer ist auch nicht dran.“ Aber schließlich beruhigt sie sich und steigt ein.

„Da fährt noch jemand mit“, sagt Him.

„Ah — kommt noch einer? Ist ja kein Platz mehr!“

„Sie ist doch schon drin — da neben dir!“

„Wo?“ Lucie weitert die blauen Augen und zieht eine Schulter an. Dann bückt sie sich und zeigt auf den Spalt zwischen ihrem Bein und der Wand des Autos. Ungläubig blickt sie Him an und fragt: „Hier?“

Him nickt. Lucie denkt an eine kleine Raupe.

„Ist wohl sehr klein?“

„Nö—ö, so groß wie ich ist sie doch schon!“

„Sag mal, Him, was ist das für ein Tier?“

Him schiebt die unverständliche Sprache der Erwachsenen vor: „Das ist doch meine Phantasiefreundin!“

„Ah foo . . . !“ Lucie schweigt einen Augenblick und überlegt, wie sie sich hier zu verhalten hat. „Wie heißt sie denn?“

„Leirauh!“ sagt Him. Lucie wundert sich, aber schnell ist sie wieder fest in ihrer Rolle.

„Ein schöner Name! Kann sie schon sprechen?“

„Jaha!“ sagt Him.

Nun passt sich Lucie dem besonderen Fall an: „Was macht sie denn jetzt?“

„Sie ist lieb zu dir und will dir guten Tag sagen.“

Lucie streckt die Hand hin, schließt sie und schüttelt sie in der Luft. Sie wendet den Kopf zu Him: „Das ist aber komisch, wenn man so nichts fühlt!“

Hims Denken steht still. Er hat doch Leirauhs Hand immer gefühlt! Lucie dreht sich jetzt wieder nach der Seite und spricht zu der Gestalt, die stangendünn vor ihr aufsteigt: „Guten Tag, liebe Leirauh! Das ist aber nett, daß du mit uns fährst. Das wird sehr fein werden!“

Him hört den übertriebenen Tonfall, sieht die leeren, unnatürlichen Gesten und fühlt den Unglauben. Him hebt Leirauh zu sich hinein in den Bereich seiner innersten Seele. So schützt er sie. Lucie aber muß draußen stehen wie die Erwachsenen.

Him steigt in den Kasten, der Kasten wird hochgehoben. Los geht die Fahrt mit Brummen und Krachgeräuschen. Die Karosserie wackelt heftig, denn die Insassen haben ungleichen Tritt. Es geht bergab.

„Schneller!“ schreit Lucie und drängt den Kasten vorwärts. Him kann die Geschwindigkeit nur mühevoll mit seinen kleinen Schritten abgreifen. Er trapft laut auf den Boden, Lucie tritt ihm mehrmals auf die Füße. Das Auto fährt an einem kleinen Teich vorbei und über eine rumpelnde Brücke aus losen Fichtenstangen. Dann steigt der Weg wieder an. Es wird dunkel unter den Bäumen. Der Weg ist glatt und mit Moos überzogen.

Von vorn scheint Helligkeit durch die Stämme. Der Park ist zu Ende, der Ausblick rückt in die Sonne hinaus.

„Ah, wie schön!“ ruft Lucie. „Hier kann man aber weit sehen!“

Sie sehen das Auto nieder und lehnen sich über die Mauer. Zum erstenmal in seinem Leben erkennt Him die Ferne. Nun auf einmal umfassen die Augen eine weite Sonnenwelt. Sanft schwingen die Felder da draußen auf und ab, kugelige Bäume sitzen hier und dort herum. Weiß und dunstig wird der Horizont. Wie unendlich weit muß das sein, wo der Himmel sich herunterbeugt und glänzt wie Silber!

„Da hinten möchte ich hinsliegen, ganz hoch!“ sagt Lucie.

„Ja, in einem Flugzeug — und zum Fenster rausgucken!“

„Ah nee, nicht im Flugzeug — einfach so! So wie ein Vogel oder ein Engel.“

Und Lucie breitet die Arme seitwärts und hebt den Kopf, so daß sich ihre Kehle spannt. Him aber kann sich das nicht recht vorstellen. Ihm wird ängstlich bei dem Gedanken, daß er allein und ohne Gehäuse im Raum schweben müßte. Und er blinzelt noch einmal in die Ferne, vorsichtig und furchtsam. Aus der weiten, fremden Welt kommt ein feiner Strahl geslogen und bricht durch die grüne Mauer mitten hinein ins Herz des kleinen Him. Ist es Lucies Haar, das so leuchtet? Er tritt zurück in den Schatten, versucht das böse Glänzen auszusperren und sich zu verstecken.

„Komm, Lucie, ich zeige dir mein Haus, da ist es schön und gemütlich drin!“

Sie lassen das Auto liegen und gehen wenige Schritte den Abhang hinunter. Him steht vor einem Gebüsch und biegt einen Zweig zur Seite. Er sieht sich unter einer Spitzbogentür, dahinter streckt sich ein Gang, und von links weisen Türöffnungen Licht hinein. Him geht durch die erste Tür und redet und erklärt. Er spricht vom grünen Wohnzimmer und vom gelben Schlafzimmer. Hier schlafst Leirauh und daneben Him. Um die Ecke herum liegt die Küche mit einem Herd und vielem Geschirr.

Das alles kann Lucie nicht empfinden. Sie schaut sich wohl um im Gebüsch und versteht, was Him ihr erklärt. Aber sie merkt nichts von den Bildern, die Him dabei immer vor Augen sind. Das kann nur Leirauh.

Da fällt Lucie ein Gedanke ein, der sie wieder hinaus in die Weite lockt.

„Komm, wir wollen auf den Markt gehen und einkaufen!“

Him sagt: „Ja.“ Er merkt deutlich, daß Lucie nicht gern Haus spielen möchte. Schön ist die Lucie, aber lieb ist sie nicht!

Als Lucie aus dem Buschgewirr herausgekrochen ist und plötzlich sieht, wieviel Platz es in der Welt gibt, dehnt sich ihre Seele wie eine aufbrechende Blüte. Sie kann nicht anders, sie schwingt die Hände über den Kopf, stößt einen Jubelschrei aus und jagt davon. Sie tobt auf der Wiese umher wie ein Gummiball. Sie wirft den Kopf hoch, daß die Haare hinter ihr herfliegen. Die Arme wehen ausgestreckt in der Runde, sie dreht sich, springt, kreiselt. Weltvergessen läßt sie ihren Körper schwirren. Es sieht aus wie der Tanz eines Sonnenstäubchens, eifig wild und doch zierlich.

Him ist zuerst hinter Lucie dreingestrampelt. Dann aber bleibt er stehen vor diesen unfassbar ins Weite greifenden Bewegungen.

Lucie sinkt außer Atem ins Gras. Him rennt hin und setzt sich zu ihr, erfüllt von Begeisterung.

„Du, das war aber fein! Du kannst ja richtig tanzen!“

„Ah, zu Hause mach' ich das oft. Da springe ich auf dem Rasen vor unserm Hause 'rum, und die andern Kinder gucken zu . . . Eigentlich darf man nicht auf den Rasen.“

„Oh, da kann aber mal ein Schuhmann kommen und dich ins Gefängnis schaffen.“

„Nee, vor dem hab' ich am allerwenigsten Angst! Weißt du, die Schuhmänner sind gar nicht so schlimm. Denk mal, manche sind verheiratet und haben Kinder.“

„Luciel!“

„Doch wahr! In unserer Klasse ist eine, der ihr Vater ist Schuhmann.“

Ein Trompetenstoß fährt durch die grüne Mauer und schlägt eine breite Lücke. Die höchste Autorität der Welt wird fühlbar und erkennbar. Rotleuchtend kommt die unbekannte Ferne angeslossen. Auf einem herrlichen Schiff fährt Lucie im Strom, hell wie die Sonne und weit wie der Himmel. Him will die gebrochene Mauer hinter ihr schließen und schreit: „Das darfst du aber niemand sagen, Luciel!“

„Ah, du Dummer, das wissen doch schon alle Leute!“ ruft Lucie sieghaft vom Schiff herunter.

Wie groß ist Lucie! Sie geht schon zur Schule und weiß alles! Sie schwelt in den Wolken, und Him sieht erschüttert zu ihr empor.

Da blickt Lucie um sich über das Gras und spürt nach neuen Taten. Zur Seite liegt ein kleiner Fichtenhain, ein dunkles Geäst mit Dunst zwischen den Stämmen.

„Was ist das da drin?“ fragt Lucie, lugt auf die Beine und geht auf das Wäldchen zu. Him reckt sich hoch, unsicher und noch halb betäubt. Er folgt der großen Lucie nach, wohin sie gehen

wird. Die Kinder treten auf eine Matte von toten Nadeln. Es ist feierlich still, schräg von oben fallen Sonnenstrahlen nieder. Mitten in Harzduft und Schweigen erhebt sich auf Pfählen ein winziges Blockhäuschen.

„Das ist für die Vögel im Winter“, sagt Him und denkt dabei an ganz etwas anderes. Denn braun wie Leirauh ist die Welt hier rundum und leise wie ihr Leben.

„Du — hier hab' ich Leirauh geheiratet. Ein Pastor war da und eine große Gesellschaft.“

Lucie lacht. Sie blitzt Him aus den Augenwinkeln an und macht sich ohne Scheu über ihn lustig. Wie komisch ist der dächtige Him vor dem Vogelhäuschen und wie dumm!

„Was lachst du so!“

Lucie nimmt ihn an der Hand und zieht ihn mit sich auf die Wiese.

„Das ist doch alles Dummheit — das mit deiner Leirauh! Die gibt's ja gar nicht! Komm, wir spielen, ich heirate dich!“

„Aber das geht doch nicht, zwei Frauen — das geht doch nicht!“

„Nein — aber Leirauh kann ja vorher sterben, nicht wahr?“

Him bleibt stehen. Lucie ist groß. Lucie geht schon zur Schule, Lucie weiß alles! Er will sich nach Leirauh umsehen und merkt auf einmal, daß ihre Gestalt keine klaren Umrisse hat. Man kann wirklich durch sie hindurchsehen! Ein grausames Wort donnert vom Himmel: Phantasiefreundin! Jetzt hat Him es verstanden. Und keine Mauer legt sich bergend um ihn und Leirauh. Da wird Leirauh zum Spiel!

„Ja — dann muß sie eben vorher sterben!“

Lucie faßt Him an der Hand und läuft mit ihm hinab zum Teich. Sie lockt wie die böse Stiefmutter: „Komm, Leirauh, wir wollen im Schiff fahren! Fein wird das werden!“

Auf dem Teich liegt schon lange Zeit ein großes Waschfaß, eingeschlossen in Entengräuze. Alle Fugen sind gut verquollen, innen ist es trocken von der Sonne. Him ist oft auf dem kleinen Tümpel gefahren. Er läßt Lucie zuerst einsteigen und hält das Boot solange fest. Sie setzt mit weggestreckten Armen vorsichtig

einen Fuß hinein und holt dann schnell nieder. Him macht das Schiff los und springt nach. Die Kinder sitzen sich gegenüber und berühren sich mit den Knien. Das Schiff wippt heftig bei jeder Bewegung. Leirauh aber findet keinen Platz mehr. Sie muß sich auf den Rand setzen und die Beine über die Knie der beiden anderen strecken. So sitzt sie recht gefährdet hoch über den Köpfen von Him und Lucie.

Lucie ergreift eine Stange, die dort bereit liegt, und stößt das Fahrzeug vom Ufer ab. Vor dem Schiff wellt die Entengräuze auf, hinten zieht sich eine schwarze Kluft durch das Wasser.

Lucie ruft: „Jetzt kommt Sturm!“

Die beiden sehen kritisch zum Himmel und erkennen trotz der strahlenden Sonne plötzlich wildgetürmte Wolken. Blaugrau ist die Atmosphäre, Blitze sausen herunter.

„Bumm — rrum —“, macht Him den Donner.

„O wie schrecklich! Das Wetter — wie furchtbar!“ schreit Lucie und wackelt so heftig im Kahn herum, daß Him richtig Angst bekommt. Beide Kinder heulen und pfeifen schauerliche Töne über die friedlich träumenden Wasserrosen hin. Das Schiff dreht sich zitternd im Kreise.

Und plötzlich kippt Leirauh hintenüber ins Wasser.

„Hilfe! Sie ertrinkt!“ ruft Lucie. Sie fischt mit der Stange, als wolle sie Leirauh retten. Aber Him sieht jetzt stumm und teilnahmslos da und schaut hinab in den See. Und als Lucie weiter aufgereggt das Schiff herumschleudert und laut schreit, sagt er leise: „Nun laß man — es ist ja zu Ende —!“

Da ist Lucie still und lenkt zum Ufer.

Him legt sein Kinn auf den Rand. Sein Blick hängt schwer hinunter in die unsichtbare Tiefe. Leirauh ist untergegangen, ganz tief in den schwarzen Grund — so tief, daß man es gar nicht sagen kann. Und als es ruhig geworden ist ringsum in der heißen Sonne, da dröhnt wie von einer riesigen Turmuhr ein Glockenschlag aus dem Wasser zur Höhe. Der Ton schwingt hoch, erfüllt die ganze, weite Welt und hält über Him hinweg, voraus in sein langes Leben.

# Frische Wäsche

Von Dr. Anton Mayer  
Mit Aufnahmen von Dr. Otto Croy

„Frischgewaschen“ — es gibt kaum ein anderes Wort, das so verlockende Vorstellungen erweckt: duftendes Linnen, leisen, aus altmodischen Schränken aufsteigenden Lavendelduft, zierlich gedeckte Frühstückstische und vor allem — das frisch überzogene Bett . . .

Mit dem Augenblick, in dem der Reinigungsprozeß der gebrauchten Stücke einsetzt, beginnt die Wäsche ein phönizartiges Wesen anzunehmen, nur daß sie im Gegensatz zum Wundervogel Arabiens — von dem Mozarts Lyriker da Ponte spöttisch bemerkt, er gleiche der Weibertreue, denn noch niemand habe ihn gesehen — nicht aus dem Feuer verjüngt zu neuem Leben erwacht, sondern in Wahrheit „Schaumgeboren“ wie die griechische Göttin dem Wasser entsteigt. Ist es auch ein weniger poetischer Stoff als der Gischt stäubender Wogen, ist es nur einfache Seife, die den weißen Schaum erzeugt — die Wirkung ist jedenfalls ähnlich, da nach dem Mythos der Leib Aphrodites in makelloser Reinheit den Wellen ent-





schönsten Düfte üppiger Blumen der Wärme das Aroma verleiht. Immer wirkt das Bild der flatternden, lustig bewegten Wäsche heiter, optimistisch, vielleicht nicht nur wegen des festlichen Glanzes der weißen Formen — es ist schon möglich, daß wir, ohne uns immer über unsere Empfindung klar zu sein, selber in der Tat so etwas wie eine innerliche Reinigung empfinden, eine Art Katharsis, wie die Griechen sagten — allerdings verlegten sie das Seelenbad ins Theater und schrieben dem Drama läuternde Eigenschaften zu. Aber warum sollen wir schließlich nicht auch von bescheideneren Anblicken gefördert werden? Sicher ist jedenfalls, daß an der zum Trocknen aufgehängten Wäsche, schwinge sie nun über Neapels engen Gassen von Haus zu Haus oder im deutschen Garten, auf sonnenüberglänzter Wiese im leisen Luftzug, so daß die seltsam geformten Schatten ein dunkles, zuckendes Tänzchen über den Boden huschen lassen, niemand vorbeigeht, ohne ihr ein freundliches Lächeln, einen belustigten Blick zu schenken. „Flattertata, flattertata“, sang Christian Morgenstern, der seltsamste aller seltsamen Poeten, „was will das einsame Hemmed?“

Allerdings können wir uns aufgehängte Wäsche nur in einer gewissen Menge denken, ein einzelnes Stück bekommt so gleich ein groteskes, ja gespenstisches Aussehen, wenn etwa die leeren Ärmel hin und her fahren, als fürchte sich das einsame. Wilhelm Busch aber hat, mit derber zupackender und realer Phantasie die vielfachen Rundungen und Ausbuchtungen, die der Wind mit Luft füllt und drall hervortreten läßt, mit dem ganzen Witz seiner Zeichenkunst dargestellt.

stieg, außerdem aber bedecken die kräftigen Hände des Wäschermädels die Oberfläche des Gewässers im Zuber ebenso eifrig mit weichflockiger Undurchsichtigkeit, wie des Meergottes Zorn die See mit den Kämmen rollender Brecher. Mit unnachgiebiger Energie wird die zu läuternde Wäsche behandelt, gerollt, geschlagen, gepreßt, gerieben und gewalzt, bis sie die Makel der vergangenen Wochen zu verlieren beginnt und in einen neuen Zustand seliger Unschuld und Reinheit übergeht, zerknittert zwar und noch unansehnlich wie die seligen Knaben im zweiten Teil des Faust, die sich noch nicht ganz zur letzten Schönheit entpuppt, aber alle Anwartschaft auf diese haben. Alle paar Wochen so neugeboren zu werden — wie beneidenswert! Könnten die Menschen doch möglichst oft ihre Seele waschen lassen, nicht nur ihre Taschentücher und Hemden, wenn ein paar Flecke zu entdecken sind!

Nun kommt das Stadium der Ruhe nach den Anstrengungen des Wasserpurgatoriums: der Aufenthalt an der Trockenleine, so etwas wie eine reizende Sommerfrische, ein Luftbad in Sonne und Wind, bei dem die





Endlich haben Sonne und Lust ihr Werk vollendet, die Wäsche ist trocken und wird abgenommen, um nun in das Stadium der wiedererreichbaren Vollkommenheit zu treten: Nachdem sie gestärkt, gebügelt, gefaltet und zusammengebunden worden ist, wird sie von neuem dem großen Schrank einverleibt, der von jeher der Stolz der Hausfrau ist — mit Recht, denn der gut in Ordnung gehaltene, stets wohl versehene, liebevoll mit Geschmack angeordnete Wäscheschrank gibt ein Charakterbild der ihn Betreuenden wieder, zeigt in Kleinigkeiten, etwa in der Art, wie die Wäsche verteilt ist oder wie die Schleifen gebunden sind, ob nüchterner Sinn oder künstlerische Beschwingtheit vorherrscht, ob das Alte in Ehren gehalten oder das Neue bevorzugt wird.

Wundervoll ist der Geruch der frischen Wäsche, dem der riechfissendenentstiegene Duft eines leisen Parfüms etwas märchenhaft Schwebendes verleiht, etwas an die Tage der Kindheit Erinnerndes, in denen die kleinen Leute mit ehrfurchtsvollem Staunen an den weißen Schichtungen hinaufschauen und mit wonnevolltem Schaudern die Finger über ihre glatte Kühle gleiten ließen.

In manchen solchen Schränken ruht der Fleiß, ruht das Vermächtnis von Generationen, prachtvolle starke Gewebe, selbstgesponnen noch in der Zeit der Urgroßmütter, deren Hände wir noch zu spüren meinen, wenn wir leise die starken Tischtücher, die großen Laken streicheln.

Nach dem behaglichen Ruhen in des Schrankes gefüllten Fächern aber beginnt der Kreislauf des Lebens auch für die frische Wäsche von neuem. Der Frühstückstisch wartet, die „alte“ Tischdecke — nein, sie geht nicht mehr, ein Griff, und die „neue“ entfaltet ihre Pracht auf der glatten Platte, scharf durch die Bügelfalten geteilt, die den Rhythmus zur Melodie ihres Musters geben. Das Geschirr glänzt über die Leinenfläche hin, ein paar Blumen neigen sich aus einer Vase, bunte Lichter spielen im Licht der Morgensonne über das Stillleben. —

Ein gut gedeckter Frühstückstisch hat größere Bedeutung für den Tag, als viele Menschen anzunehmen geneigt sind; denn der erste Eindruck, mit dem das tägliche Leben anfängt, ist oft bestimmend. Ein liebloses Gemengsel von Tassen und Tellern auf fleißiger, schlecht gelegter Unterlage ist wohl geeignet, eine unlustige, verdrossene Stimmung aufkommen zu lassen, die sich dann auf die Stunden der Arbeit überträgt und nicht gerade förderlich wirkt.

Das frischgewaschene Tischtuch am Morgen überträgt dagegen sogleich das Gefühl von neuer Kraft auf den, der an ihm Platz nimmt, und die sorgsame Anordnung des Gerätes, ein passender Blumenschmuck unterstützen das vom reinen Tischtuch ausgehende Behagen.

Wie also der erste Eindruck am Morgen mit dem Zauber der frischen Wäsche zusammenhängt, so kann der letzte am Abend auch ein außerordentliches Vergnügen bedeuten: das frischüberzogene Bett, das dem müden Leib ebenso einladend sich öffnet wie dem ruhesuchenden Gemüt.

Die kühle Glätte der Tücher und Kissenbezüge, die schon dem Wäscheschrank seine bestimmenden Annehmlichkeiten verlieh, tritt hier am stärksten in die Erscheinung: Sie umfängt die Glieder mit leichter Lieblosung und versezt den sich Streckenden in den Zustand wunschloser Glückseligkeit, dessen äußerer Ausdruck manchmal nicht eben allzu anmutig scheint, aber als unausgesprochener und desto tiefer gefühlter Dank für die Wohltat der frischen Wäsche seine Berechtigung erweist. Eine Kühlerlichkeit? Gewiß, aber darum doch nicht als belanglos einzuschätzen.

# Blitzbraten

Von Else Reinhardt

Im allgemeinen stehen die meisten männlichen Wesen auf dem Standpunkt, daß ihnen auf Grund eiserner Naturgesetze am Sonntag ein besseres Mittagsmahl zustehe als an den übrigen Tagen der Woche. Die vernünftige Frau bestreitet diese Forderung nicht. Im Gegenteil sucht sie diese mit ihrem berechtigten Anspruch auf Sonntagsruhe zu vereinbaren. Sie stellt also ihr Sonntagsmittagessen mit dem Ziel verminderter anstatt vermehrter Arbeit zusammen. Mehr als eine halbe Stunde will sie der Tätigkeit der Speisenzubereitung auf keinen Fall opfern. Nun ist aber in deutschen Sonntagstischenzetteln der Braten immer noch Trumpf, und seine Zubereitung nimmt, wenn kein Braten oder Grill zur Verfügung steht, immer mehr als eine halbe Stunde in Anspruch. Der auf dem Herde oder Gastroher hergestellte Schmorbraten muß immer wieder begossen und gewendet werden. Zu Nutz und Frommen der Hausfrauen sei nun nachstehende Vorchrift für die schnelle Zubereitung eines Rinderbratens in der Eierkuchenpfanne gegeben. Sie entspricht allen Sonntagsforderungen von Mann und Frau und verdient die Note „vorzüglich“. Damit die ganze Schönheit dieses Rezepts auch der jungen, noch unerfahrenen Köchin oder vielleicht auch dem unternehmenden verheirateten oder ledigen Manne aufgehe, sei hier gezeigt, warum es gerade so und nicht anders lautet.

## So wird's gemacht

Klopfe 750 Gramm gut abgehängtes Roastbeef!

Entferne die sehnige Haut, aber nicht die äußere Fett- schicht! Schneide diese hier und da an den Rändern ein!

Erhize stark 40 bis 50 Gramm Fett, am besten ausgelassene Butter, in einer Omelettenpfanne, brate das Fleisch von allen Seiten darin an!

## Weshalb es so gemacht wird

Um die Fleischfasern zu lockern. Nur gut abgelagertes Rindfleisch wird in kurzer Zeit zart und mürbe.

Das Fett schützt vor dem Ausbraten. Das Fleisch bleibt saftiger. Durch die Einschnitte kann sich das Stück während des Bratens nicht zusammenziehen.

Die zerlassene und vom Bodensatz abgegossene Butter läßt sich stärker erhitzten, da die leicht verkohlenden Eiweißteile schon entfernt sind. Durch das rauchige Fett gerinnt das Eiweiß der Oberfläche, und dem Muskulogewebe wird der wertvollste Teil, der Fleischsaft, erhalten.

Bei Einreiben des Salzes in das rohe Fleisch würde der kostbare Fleischsaft austreten.

Gieße vier bis fünf Eßlöffel heißes Wasser zum Braten, decke die Pfanne gut zu und dünste in etwa 15 bis 20 Minuten fertig!

In der feuchten Hitze wird das Fleisch gar und bleibt dabei zart und von rosa Farbe. Wollte man in das Fleischstück in unbedeckter Pfanne während der Dauer von 20 Minuten eine starke trockene Hitze wie bei kleineren Stücken eindringen lassen, so würde die äußere Schicht des Bratens grau und hart werden.

Das angerichtete Fleisch erhält durch den deckenden Überzug ein saftiges, appetitliches Aussehen.

Schneide schräg zur Faser das Fleisch in 1 Zentimeter dicke Stücke. Ordne auf vorerwärmter Fleischplatte an! Stelle diese warm! Löse den Pfannensatz mit einigen Eßlöffeln heißem Wasser, koch auf, schmecke ab und gieße über den Braten!

Das Fleisch ist fertig gebraten, jetzt fehlt nur noch die Tunke. Diese haben wir schon während des Bratprozesses hergestellt aus 100 Gramm Butter, die wir mit einem bis zwei Eßlöffeln gewiegt Petersilie, zwei Teelöffeln Zitronensaft und einer Prise Salz verkneten, zu kleinen Bällchen formen und in kaltes Wasser legen. Diese kleinen Butterkugeln richten wir um den zerlegten Braten an. Im Augenblick der Berührung mit dem heißen Fleisch zerschmelzen sie zu schönster Tunke.

Die Beilage wählen wir nach Geschmack und Jahreszeit. Ein guter Tomaten- oder Gurkensalat ist nur das Werk eines Augenblicks, auch etwas Meerrettich ist schnell gerieben. Oder spenden wir zur Feier des Tages mal etwas Essiggemüse (Mizig pickles)? Die Kartoffeln haben wir uns, wenn wir kundig und überlegt vorgehen, ebenfalls schon tags zuvor vorbereitet. Entweder werfen wir schon gebackene Kartoffelschnitzel (pommes frites) nochmals in das erhitzte Fett, oder es gibt einfach Bratkartoffeln, die, in guter Butter und mit Liebe und Sorgfalt zubereitet, ein wahres Lugs- und Sonntagsgericht darstellen und stets des Mannes Herz erfreuen.

Haben wir nun noch ein Kompott oder eine kalte Nachspeise am Vortage bereitgestellt, so bringen wir ein Fetttagsmahl von besonderer Frische und Gepflegtheit auf den Tisch.

Natürlich dürfen auch das freundliche Gesicht und die gute Unterhaltung, die beste Würze einer guten Mahlzeit, nicht fehlen. Und welcher Lohn wäre schöner als der Dank des Ehemannes, den er einfach und schlicht in den Worten kundgibt: „Mutter, das hast du gut gemacht!“

# Berufsberatung für die Frau

## Stenographin

Ich beabsichtige Stenographin zu werden, habe Volksschulbildung, ein Jahr Handelschule besucht, war zwei Jahre im Büro tätig, beherrschte Maschinenschreiben, Debattenschrift (ungefähr 180 bis 200 Silben). Welche Kenntnisse muß ich noch weiter erwerben? Auf welche Art würde ich am besten eine Stellung erhalten?

E. M. B., Hamburg.

Wir raten Ihnen, sich in Stenographie noch weiter zu vervollkommen, da Ihre bisher erworbene Leistungsfähigkeit den hohen Ansprüchen, die gestellt werden, kaum genügen dürfte. Wichtig sind ferner fremde Sprachen, und zwar so gründliche Beherrschung, wie sie eigentlich nur im Auslande erworben werden kann. Endlich raten wir Ihnen, sich gute Kenntnisse in Buchhaltung anzueignen, und zwar unter Berücksichtigung der modernen Durchschreibebuchführung. Hinsichtlich der Erlangung einer Stellung ist es sehr schwer, einen Rat zu erteilen. Möglicherweise kann Ihnen das Ausbildungsinstitut, in welchem Sie die Buchführung erlernen, dabei behilflich sein. Unter den obwaltenden Verhältnissen ist es mehr denn je Glückssache, das Geeignete zu finden, doch vermehren sich selbstverständlich Ihre Aussichten in dem Maße, wie Sie Ihre Leistungsfähigkeit ausbauen, z. B. auch durch zeitweilige Volontärtätigkeit im Auslande.

## Schloßkastellani

Bin 36 Jahre alt, geschieden, habe ein elfjähriges Mädel, keinen Penny Einkommen, lebe von der Witwenpension meiner Mutter und suche dringend eine Existenz. Ich besitze gute Schulbildung, Interesse und Kenntnisse liegen auf historischem und funktionshistorischem Gebiete. Ich dachte an den Beruf einer Schloßkastellani; welche besonderen Kenntnisse und Pflichten gehören dazu? Wie gelangt man zu solchem Posten, den an staatlichen Schlössern ehemalige Beamte, Offiziere usw. bekleiden? Gibt es nicht auch Privatschlösser in der Nähe von großen Städten? In welcher Zeitung inseriert man am besten? Ich wünsche mir weniger ein großes Gehalt als eine ruhige Wohnung von drei bis vier Zimmern,

um noch drei Mädelchen zur Miterziehung meines Kindes unterzubringen, am liebsten Rhein-, Mosel-, Pfälzegegend.

M. M. H., Steglitz.

Derartige Posten, wie sie Ihnen vorschweben, werden unserer Kenntnis nach stets an solche Personen vergeben, welche bereits in direkten Beziehungen zur Schloßherrschaft gestanden und sich durch jahrelange Dienste die Anwartschaft gesichert haben. Es kommen also hauptsächlich ehemalige Angestellte des betreffenden Hauses in Frage, denen man auf diese Weise eine Altersversorgung gibt. Als Außenreiter einen Posten dieser Art zu erhalten, ist Zufalls- bzw. Glückssache, auf die man nicht rechnen kann. Wenn Sie es dennoch durch Interat versuchen wollen, so können hauptsächlich die Familienzeitungen mit großer Auslage in Frage, in denen ja Stellengesuche der mannigfaltigsten Art erscheinen. Es wäre zu überlegen, ob nicht Ihr Vorhaben, mehrere Kinder zur Miterziehung in Ihre häusliche Aufzunehmen, auch unabhängig von jenem ersten Plan sich durchführen läßt. Falls die Voraussetzungen hierzu nicht gegeben sind, so raten wir Ihnen, sich lieber auf eine andere Erwerbstätigkeit einzustellen. Wir haben in Heft 2 des vorigen Jahrgangs (1931) eine Zusammenstellung der verschiedensten ungelieerten Berufe gegeben, die in einem Fall wie dem Ihrigen ergriffen werden können. Vielleicht finden Sie dort die eine oder andere Anregung, die Ihnen erfolgversprechend erscheint.

## Gärtnerin

Meine 17jährige Tochter hat Lust, Gärtnerin zu werden. Wie ist die Ausbildung, wie sind die Aufstiegsmöglichkeiten? Wohin muß man sich wenden wegen einer Lehrstelle? Überseefundreise vorbanden.

L. B., Torgau.

Über die gartentechnischen Berufe haben wir in Heft 16 dieses Jahrgangs ausführlich berichtet und verweisen auf diese Ausführungen. Die Lehrstellen werden durch die Landwirtschaftskammer der einzelnen Länder und Provinzen nachgewiesen. Für Sie kann die sächsische Landwirtschaftskammer, Halle an der Saale, Kaiserstraße 7, in Frage.

# Zum Tee- Besuch



Dunkelgrünes Kostüm, Pelzkrawatte aus grauem Breitschwanz. Dazu Muff in Diaboloform. Originalmodell der Deutschen Meisterschule für Mode

Aufnahmen: Becker und Maass



Branner Wollmantel mit aparten Ärmeln und großem Pelzschalkragen.

Modell: Paula Behmer

Oben rechts: Schwarzer Mantel mit aparter Rückenverarbeitung, Kragen aus Persianerschaf

Modell: E. Benedict

Links: Aparte Kappe für den Abend aus schwarzem Velours-Soleil mit Pelzschleife und eingesetzten Hermelinstreifen

Modell: Altaba, Berlin

Aufnahme: Cläre Sonderhoff

Rechts: Nachmittagskleid aus grüner Bembergsseide mit weißen aparten Ärmeln



# Mäntel nach Schnittmustern



M 22019

M 22020



M 22021

M 22022

**M 22 023.** Ganz im Direktorengeschmack gehalten ist der Mantel aus sandfarbenem Tuch mit großem Schulterkragen und Ärmelpuffen aus Biberfell. Erforderlich 3,20 m Tuch, 130 cm breit. Beyer-Schnitte für Oberweite 88, 96

**M 22 024.** Mantel aus grauem Tweed, dem an Taschen, Ärmelmanschetten und übertretendem Schlußrand aufgeknöpfte Patten angeschnitten sind. Die obere dient gleichzeitig zum Halten des einen Schalendes aus Seal. Erforderl. 2,50 m Stoff, 140 cm breit. Beyer-Schnitte für Oberweite 92, 100

**M 22 025.** Für den mit reichem, blauem Knopfschmuck versehenen Mantel ist blauer, breitgerippter Diagonalfstoff verarbeitet, der mit einem weißen Flor überzogen ist. Abstehende Manschetten geben den bauschigen Ärmeln eine neue Form. Erforderlich 3 m Stoff, 130 cm breit. Beyer-Schnitte für Oberweite 96, 104

**M 22 026.** Für den pelzlosen Mantel ist ein weicher, grauer Grätenstoff verwendet. Dem breiten Kragen schließen sich breite, kurze Revers an. Erforderl. 3,65 m Stoff, 140 cm breit. Beyer-Schnitte für Oberweite 104, 112

**M 22 019.** Die militärische Note findet auch bei den Wintermänteln Anwendung, wenngleich die blanken Metallknöpfe hier durch viereckige Knöpfe aus grauem Galalit ersetzt sind. Zu dem grauen Diagonalfstoff ist hellgrauer Pelz für die Krawatte gewählt. Erforderlich 2,80 m Stoff, 140 cm breit, 14 Knöpfe. Beyer-Schnitte für Brustweite 92, 100

**M 22 020.** Stark taillierter Mantel aus sandfarbenem Tuch mit dem asymmetrischen Reverskragen und schmaler Pelzverbrämung, die den Rand des rechten, jabotartigen Aufschlags begrenzt. Schmale Pelzstreifen umgeben zweimal die sehr hohen Ärmelaufschläge. Eine Krawatte aus gleichem Pelz ist ihnen an der Kragennitte befestigt. Erforderl. 3,50 m Stoff, 140 cm breit, 3 m Pelzstreifen, 3 cm breit, eine Pelzkrawatte. Beyer-Schnitte für Brustweite 96, 104

**M 22 021.** Frauenmantel aus schwarzem Tuch mit großem, abstehendem Persianerkragen, dessen rechtes Ende nach Belieben dem Schlußknopf aufgeknöpft oder an der linken Schulter befestigt wird. Die Ärmel erweitern sich unten keulenartig. Erforderlich 3,25 m Stoff, 130 cm breit. Beyer-Schnitte für Brustweite 104, 112

**M 22 022.** In kleidartiger Form ist der elegante Mantel aus schwarzem Wollstoff und grauem, geschorinem Lamm gearbeitet, dessen rückwärtiger Schnitt eine besonders schlankere Linie ergibt. Erforderlich 3,20 m Stoff, 140 cm breit. Beyer-Schnitte für Brustweite 104, 112



M 22023

M 22024

M 22025

M 22026

## Beyer-Schnittmuster

sind von der Abonnements-Abteilung des Verlages Scherl, Berlin SW 68, Zimmerstraße 35–41, gegen Voreinsendung des Betrages von 90 Rpf nebst 15 Rpf Porto zu beziehen